

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 40.

Man abonniert bei allen  
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 18. Oktober 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.  
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

## Eine Jugendliebe.

Novelle von Olga Wohlbrück.

1. Fortsetzung aus Nr. 38, S. 455.

Nachdruck verboten.

In Paris begann eine harte, ernste Arbeitszeit für Blanche. Mit nur spärlichen Mitteln ausgerüstet, galt es so rasch wie möglich eine Erwerbungsquelle finden.

Farnol gelang es, ihr fürs erste die Stelle einer Korrektorin bei einer Zeitung zu verschaffen. „Hundert Franken monatlich und Gelegenheit, sich an den leichten Boulevardstil zu gewöhnen — also mehr als Sie für den Anfang hoffen durften.“

Blanche beklagte sich auch nicht. Mit erstaunlicher Leichtigkeit eignete sie sich die erforderlichen Korrektoreigenschaften an.

Sie war gewissenhaft und unermüdetlich in der Arbeit. Farnol besuchte sie öfters, wenn sie in dem kleinen Kabinett neben der Druckerei unter der Gasflamme saß, den hübschen, feinen Kopf über das druckfeuchte Papier gebeugt. „Na, petite cousine, wann werden Sie denn den ersten Artikel schreiben?“ fragte er manchmal lächelnd.

Sie traute sich nicht recht, Farnol von ihren allabendlichen schriftstellerischen „Uebungen“, wie sie ihre kleinen Aufsätze nannte, zu sprechen. Aber endlich zeigte sie ihm doch einen Artikel, den sie anlässlich eines neueröffneten Wohlthätigkeitsbazars geschrieben hatte.

„Brav, brav!“ lobte Farnol, „viel Witz, sehr malitios, hübsche Wendungen, nur zu lang, wie alle Anfängerarbeiten! Und dann keine Pointe. Immer hübsch Pointen herausarbeiten, Kleine! Na, warten Sie, das wollen wir gleich machen.“

Er zog seine große, goldene Bleifeder aus der Westentasche und forrigierte den Artikel wie eine Schulaufgabe durch.

„Sehen Sie, ich kann nichts,“ meinte Blanche kleinlaut.

„Sie werden können!“ antwortete er bestimmt und steckte die Blätter in seine Rocktasche.

„Was wollen Sie damit?“ fragte sie erschrocken.

„Drucken lassen. Wir brauchen in unserm Blatt gerade einen Artikel für die zweite Seite. Der wird famos passen.“

So wurde Blanchés erste Arbeit gedruckt. Von dem Tage an arbeitete sie mit eisernem Fleiß. Farnol ebnete ihr alle Wege, half ihr über die oft unüberwindlichen Hindernisse der Anfängerschaft durch seinen Rat, seine Hilfe, seine Verbindungen hinweg.

Blanche war ihm grenzenlos dankbar. Sie fragte sich garnicht, woher das Interesse kam, das dieser im Grunde fremde Mensch ihr widmete. Sie nahm es als etwas beinahe Selbstverständliches hin. Aber es war ihr ein Bedürfnis geworden, mit Farnol zu verkehren, seinen Rat einzuholen und sich in all ihren Handlungen nach seinen Ansichten zu richten.

Der Briefwechsel mit Paul Rendal war nicht lebhaft. Er schrieb selten und kurz. „Zwischen uns braucht es ja keiner Worte,“ hieß es da in einem Brief. „Ich vertraue dir, wie du mir zu vertrauen hast. Für mich giebt es nur eine Frau

auf der Welt — das bist du. Zeit und Entfernung können daran nichts ändern, Briefe meine Empfindungen nicht verstärken. Vielleicht führt die Leidenschaft eine andre Sprache; aber ich liebe dich ja nicht leidenschaftlich, sondern intensiv, mit meinem ganzen Sein. Meine Liebe ist kein reißender Strom, sondern ein stilles, klares Wasser, auf dessen Grund dein Bild und nur dein Bild zu sehen ist.“

Dann verstummte er für lange Zeit. Schrieb dann

wieder nach einigen Monaten von seinen Arbeiten, seinen Hoffnungen — wenig von seiner Familie.

Farnol, der von Blanchés Mutter um dies Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten wußte, spöttelte öfters über die sentimentale, kleine, deutsche Liebe. „O, petite cousine, eine so geistreiche, kleine Person und solche Pensionatschwärmerei! Wie kann man! Was lieben Sie denn an Ihrem jungen Gelehrten? Die schöne Nase? —

Nicht böse werden, petite cousine! Seine Nase ist wirklich schön, habe sie mir neulich auf dem Bilde angesehen. Also nicht die Nase? — Seine Augen? Echte, blaue Germanenaugen? Auch nicht? — Seinen Geist? O, davon haben wir in Paris wenigstens ebensoviel. — Sein Herz? Für einen Liebhaber ein recht kühles Herz. — Seine Seele? Nun, Kleine — die Seele heiratet man nicht.“

Manchmal brach etwas Reißendes durch, und Blanche fühlte sich eigentümlich von dem Ton berührt. Sie antwortete dann scharf und heftig, trat ein für ihre Liebe mit der ganzen Exaltation ihrer Jugend, der ganzen Wärme ihrer Empfindung.

„Sie sollten Romane und Novellen schreiben,“ meinte dann Farnol mit überlegenem Lächeln. „Ihr Uebersturz an Feuer und Empfindung würde da seine richtige Verwertung finden.“

Blanche ärgerte sich über den spöttischen Ton, aber den Rat, sich in Romanen zu versuchen, befolgte sie. Farnol hatte ihr den leichten, flüssigen, natürlichen Stil gegeben, die Prägnanz des Ausdrucks. Aus sich schöpfte sie die echte Stimmung, das tiefe, deutsche Gefühl.

Ihr erster Roman, durch Farnol geschickt lanciert und von vielen Blättern glänzend besprochen, hatte Glück, machte ihren Namen mit einem Schlage in Paris bekannt.

Sie schickte das Buch in die Heimat an Paul Rendal. Er antwortete ihr: „Ich bin zur Zeit unfähig, das Geringste zu lesen, was nicht in mein Fach schlägt. Die Prüfungen nehmen mich völlig in Anspruch. Aber ich freue mich, etwas von dir zu besitzen.“

Blanche fühlte etwas wie Unwillen in sich aufsteigen, und wie ein leises Frösteln zog es durch ihre Seele. Sie schrieb lange nicht.

Eines Abends sagte die Mutter zu ihr: „Du bist Cousin Farnol viel Dank schuldig.“

„Gewiß, sehr viel,“ bestätigte Blanche ruhig.

Die Witwe, noch zaghafter, seitdem sie eine, wie sie sagte, „so berühmte Tochter“ hatte, fuhr Blanche streichelnd mit der Hand über das feine, braune Haar. „Ich glaube, Farnol hat dich sehr, sehr gern —“

„Wie meinst du das?“

„Nun, ich glaube, er liebt dich und —“

Blanche sah ihre Mutter erschrocken an. Die Witwe lächelte befangen. „Weißt du, Kind, das mit Paul Rendal ist ja doch eine Kinderei, wo soll das hinaus? Und was hat er für dich gethan? Nichts. Nicht einmal dich seiner Familie gegenüber als das hingestellt, was du ihm sein sollst. Du bist ja gewiß viel gescheiter als ich, hast mehr gelernt und bist nun bald Jemand. Aber in Gefühlsachen, da



Promenadenvoilette.

Beschreibung Seite 487.

weiß ich vielleicht doch besser Bescheid, und da sage ich dir denn, daß Paul Rendal nur sich selbst in dir liebt, Farnol hingegen —“

Farnol trat in diesem Augenblick selbst ein und schnitt dadurch die Unterredung kurz ab. Er bemerkte, wie aufgeregt Blanche war, und fragte sie, was ihr fehle.

„D nichts, nichts,“ antwortete sie und zog mit leichtem Grauen ihre Hand aus der seinen.

„Fürchten Sie sich vor mir?“ fragte er, und seine Stimme hatte dabei einen fast trübenden Klang.

Der Ton war Blanche neu. Sie warf einen scheuen Seitenblick auf ihn. Er sah blaß und müde aus. Sein Haar war von vielen glänzenden Silberfäden durchzogen, und in den Augen lag eher eine gewisse resignierte Trauer als Geist und Humor, wie er früher in ihnen gelegen. Jetzt fiel es ihr auch zum erstenmal auf, daß er sie in der letzten Zeit oft seltsam lange angeblickt hatte, daß seine Stimme öfters einen weichen Klang annahm, daß sich in seinem ganzen Wesen etwas Bittendes ausdrückte.

Und nun wiederholte er nochmals: „Fürchten Sie sich vor mir?“

Die Mutter war leise hinausgegangen. Sie standen allein einander gegenüber vor Blancches Schreibtisch in der matten Beleuchtung der Studierlampe.

Blanche schüttelte den Kopf.

„Nein... wie sollte ich mich vor Ihnen fürchten? Sie waren immer so gut zu mir.“

„Gut!“ Er lachte ironisch auf. „Was diese Deutschen doch für Worte haben! — Also bloß gut war ich zu Ihnen?“

Er setzte sich in einen Lehnstuhl, schlug die Beine übereinander und knetete seinen graumelierten, französisch zugeschnittenen Bart. „Nein, liebes Kind,“ fuhr er fort, „gut war ich nicht, sondern aufopfernd. Ja, ja, sehen Sie mich nur mit Ihren schönen Augen an. Ich wiederhole es — aufopfernd. Oder sind Sie wirklich so blind, daß Sie es garnicht bemerken, welch ein Leben ich führe? Das Leben eines Cönobiten — mein Wort! Ich absolviere meine Arbeit, und im übrigen kenne ich nichts als Sie, liebe, atme nur für Sie. Wenn Sie ein neues Romankapitel beginnen, zermartre ich mir den Schädel, um einen wirksamen Schluß zu finden. Wenn Sie einen hübschen Artikel schreiben, dann verfasse ich zehn verschiedene Notizen, die auf diesen Artikel aufmerksam machen. Wenn Sie in eine Premiere gehen wollen, zu der schon wochenlang vorher kein Sitz zu haben ist, dann lobe ich wochenlang einen albernem Komödianten, nur damit er mir seinen Freisitz für Sie abtritt. Wenn Sie für Ihre Artikel Notizen brauchen aus Nachschlagewerken, so verbringe ich ganze Nachmittage in der Bibliothéque nationale, krassele mit meinem Nachbar, wenn er das betreffende Buch hat, und stöbere alle Rayons durch, wenn ich es nicht finde, sodas die Diener die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und mich am liebsten hinauswerfen möchten. Wenn Sie, von der Arbeit ermüdet, das Bedürfnis haben, frische Luft zu schöpfen, dann lasse ich mich während unzähliger Abende von einer kunstliebenden Herzogin anreden, um ihr die Idee zu suggerieren, Sie auf ein paar Sommermonate auf ihr Schloß zu laden. Wenn Sie einen Schnupfen haben, den andre mit Terpentinhälationen heilen, dann trommele ich alle medizinischen Autoritäten zusammen, die sonst fünfshundert Franken für den Besuch nehmen, von mir aber nichts verlangen, als daß ich ihnen jederzeit mit meiner Feder zu Diensten stehe. Wenn Sie jemanden kennen lernen wollen — und wäre es den Präsidenten der Republik, so ist Ihr ergebener Diener dazu da, den Gewünschten herzuführen und vorzustellen. Wenn Sie das Bedürfnis empfinden, mit einem Hut von der Virot oder einer Toilette von Doucet oder Redfern die Eröffnung des Salons zu besuchen, so hat Ihr ergebener Diener wieder nichts Wichtigeres zu thun, als Dithyramben auf Virot und Doucet und Redfern zu dichten, um dadurch ein gewisses liebenswürdiges Entgegenkommen zu erschwigen. Wenn irgend ein obskurer Winkelschreiber es wagt, Ihr geheiligtes Persönchen mit seiner Schmutzfeder anzugreifen — dann ist es Farnol, der in aller Seelenruhe seine Pistolen ladet und sich das Büschlein auf grünem Rasen im Bois de Vincennes besieht —“

„Sie haben —?“

„Ja, ich habe mich für Sie geschlagen. Auch das. Bitte, keinen nachträglichen Dohnmachtsanfall. Allerdings hatte das Büschlein noch nie eine Waffe in der Hand gehabt, was meine Situation in der That bedeutend gefährdete. Aber dennoch kam ich mit heiler Haut davon. Kein Grund also, zu erschrecken. Das Einzige, was ich für Sie nicht gethan habe — ich habe Ihnen kein Geld gegeben, weder geliehen, noch geschenkt. Denn, gottlob, das brauchen Sie nicht. Im übrigen aber war ich — wie sagten Sie doch, gut zu Ihnen!“

Blanche stand schweratmend am Tisch. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Sie halten mich gewiß für sehr undankbar,“ murmelte sie.

Wieder lachte er ironisch auf. „Sie? Bewahre! Sie sind ein höchst dankbares, deutsches Gemüt! Wenn ich mir eine Erkältung holte, würden Sie mir gewiß wie eine barmherzige Schwester ein warmes Tränkchen brauen. Und wenn ich stürbe — einen glanzvollen, tiefempfundenen Nekrolog schreiben. Wenn ich, was schlimmer wäre, meine Stellung und mein bißchen Geld verlöre — würden Sie mir nach wie vor ein Plätzchen an Ihrem Tisch gönnen und mir vielleicht nach wie vor den Platz an Ihrer Rechten einräumen, ja Sie würden mir sogar zu Neujahr ein eigenhändig gesticktes Portefeuille überreichen mit einigen Hundertfrankstücken. — O nein, Sie sind nicht undankbar!“

Blanche ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder und spielte mechanisch mit einem Federhalter; ihre Lippen zuckten nervös. „Ich weiß nicht, warum Sie mir gegenüber diesen bitter-ironischen Ton anschlagen,“ sagte sie endlich.

„Warum? Weil Sie mich vielleicht vor die Thür setzen würden, wenn ich einen andern anschlug, und weil ich, offen gestanden, mir auch recht albern und abgeschmackt vorkäme, wenn ich spräche, wie mir's ums Herz ist. Sehen Sie — da schrecken Sie schon zusammen! Kurios, daß so ein alter Blagueur wie ich auch einmal entdeckt, daß er ein Herz hat — beinahe so ein weiches, deutsches Herz wie Sie es haben, und daß er dieses Herz an ein junges, kluges Ding gehängt, dem er wohl als Lehrer und Führer, aber nicht als Liebhaber und — Gatte willkommen ist.“

„Herr Farnol —“

„Fräulein Blanche?“ Er stand auf und verneigte sich zereemoniell vor ihr. Er war sehr blaß, und die Hand, mit der er nach dem Hut griff, zitterte leicht.

Blanche fühlte ein ungeheures Mitleid in sich aufsteigen beim Anblick dieses sonst so sicheren, scheinbar kalten Mannes, der nun wie vernichtet vor ihr stand. „So dürfen Sie nicht gehen,“ bat sie leise.

Er lächelte sarkastisch. „Ach so. — Sagt nicht Ihr Schiller: Ritter, treue Schwesterliebe...“ Nein, wir alten Boulevardiers können uns zu dieser Abnegation nicht aufschwingen. Wir sind keine Loggenburgs. Wir können wohl aus Verzweiflung ein Lumpenleben beginnen oder uns eine Kugel durch den Kopf jagen — aber das Fenster unserer Liebsten anstarrten, bis wir die Genickstarre bekommen — das geht über unser Vermögen!“

„So meinte ich's nicht,“ unterbrach Blanche verwirrt, „aber Sie müssen begreifen, wie schwer es mir wird, Sie so zu verlieren —“

„Aber ich bitte — Sie brauchen mich ja nicht mehr. Ich habe meine Schuldigkeit gethan — ich kann gehen. O si done, nun komme ich mir selbst wie ein Schylot vor, der die Einlösung seines Wechsels fordert. — Bitte, glauben Sie nicht, daß ich das so auffasse. Daß ich Ihnen in Ihrer Karriere helfen konnte, ist ein Zufall. Daß ich Sie lieb gewonnen — ist ein Unglück. Sie stehen außer dem Spiel. Und es ist wirklich unverantwortlich von mir altem Knaben, daß ich die Hand nach Ihnen auszustrecken wagte. — Ja, sehen Sie, das kommt davon, wenn man sein ganzes Leben einsam dagestanden. Kaum sechzehn Jahre war ich alt — da mußte ich mir in der Druckerei als Sezer mein Brot verdienen. Mir hat niemand hilfreich beigegeben, die Wege geobnet. Ich habe gekämpft und gedurft mit einem Wig auf der Zunge und Lachen in den Augen. Ich hatte kein Talent für die Tragik, mein Humor mußte mir über alles hinweghelfen — über das ungeheizte Zimmer, die spärlichen Mahlzeiten, den dünnen Sommerpaletot bei zehn Grad Kälte, die groben Zimmervermieterrinnen, die mir an kalten Winternächten die Thür vor der Nase zuperrten, weil ich mit der Miete im Rückstande war — ja, sogar über den Tod meiner Mutter, die mehr als einmal nachts die Decke von ihrem Bett auf das meinige breitete, damit ich nicht frieren sollte. Ja, der Humor hat was Gutes — besonders, wenn sich ihm ein wenig Galle beimischt. Da wirkt man höchst originell! Diese Originalität kam meinen Schriften zu Gute. In zehn Jahren brachte ich es in Paris zu einer immerhin annehmbaren Position. Die Schauspielerrinnen fütterten mich mit Trüffelpasteten für meine Artikel, und ich gab mein schwer verdientes Geld für das gnädige Lächeln jugendlicher Kunstnovizen aus... O, ich habe das Leben kennen gelernt in allem, was es an Bösem und Gutem aufzuweisen hat. Aber ich blieb allein. Ich hatte Freunde, aber keinen Freund; denn zur Freundschaft gehört Muße, und die war mir bei meiner hastigen Arbeit nicht beschieden. Ich bin von den Frauen verwöhnt worden, habe mich oftmals bis über die Ohren verliebt — aber ich habe das stille Glück der Liebe nicht gekannt. Und so ging ich allein meinen Weg, bis ich Sie kennen lernte in Ihrer langweiligen, kleinen, deutschen Stadt. Und wie ich Sie das erste Mal sprach, da wußte ich, was Sie mir sein würden... Und ich war glücklich, daß auch ich Ihnen etwas sein konnte. Mein ganzes bisheriges Leben kam mir wie eine schale Puppenkomödie vor, und ich träumte das goldene Märchen vom Glück — mit Ihnen, durch Sie. Was das Leben mir schuldig geblieben, das alles erhoffte ich von Ihnen. In Ihnen sollte meine Jugend wiedererleben, meine Mutter, mein kindisches Begehren. Sie sollten mir alles sein, alles! Und ich wollte Ihnen einen Namen geben, wie andre einen kostbaren Schmuck schenken. Ich zahlte aber nicht wie jene mit Geld, sondern mit meinem Denken, mit meinem Blute, mit meinem ganzen Sein.“

Farnol ergriff in mächtiger Bewegung beide Hände des jungen Mädchens und preßte sie krampfhaft in den seinen.

„Und ich habe gehofft,“ fuhr er dann leiser fort, „immer gehofft, bis auf den heutigen Tag, daß die Stunde kommen würde, da Sie mich durch einen Blick, durch ein Wort für alles belohnen würden... Wird die Stunde nie kommen? Soll ich leer und glücklos ausgehen, ohne Hoffnung bleiben, ein einsamer, alter Mann...“

Er hob ihre Hand zu seinen Lippen, und Blanche fühlte, wie eine schwere, heiße Thräne auf sie niederfiel.

„Lieber — lieber Herr Farnol,“ wiederholte sie in höchster Verwirrung.

Er riß sie leidenschaftlich an sich. „Blanche, meine Blanche.“

„Nein, nein,“ wehrte sie angstvoll, „ich liebe Sie ja nicht. Sie wissen es — ich liebe...“

„Ja, ich weiß, Sie lieben einen kalten Schwärmer, der nur sich in Ihnen liebt. Und wie liebt! Mit ängstlicher Berechnung, mit lauter Vernunft. Was hat er gethan, um diese Liebe zu verdienen?“

Blanche schüttelte den Kopf. „Liebe läßt sich nicht verdienen, Liebe ist eine freie Gnade des Himmels!“

„Und fällt denen in den Schoß, die alles haben: eine schöne Larve, ein sorgloses, freies Leben, Mutter und Schwestern... Ja wissen Sie denn, ob er Ihrer Liebe wert ist? Wissen Sie denn, daß er Sie liebt, wie er Sie liebt? Hat er seine Liebe durch irgend etwas bewiesen? Was sind Sie für ein Kind, daß Sie noch an solche Knabenliebe glauben!“

Blanche preßte ihre Hand auf das angstvoll pochende Herz. Warum sprach Farnol aus, was sie in vielen schlaflosen Nächten erst mit Verzweiflung, dann mit bitterem Kummer empfunden?... Knabenliebe!

Sie ließ ihren Kopf auf die Arme fallen und fing bitterlich an zu weinen.

Farnol streichelte ihr Haar. „Blanche, meine liebe, liebe Blanche. Denken Sie, was Sie waren und was Sie sind! Denken Sie, was Sie noch werden können! Und das alles wollen Sie hingeben für eine unweise, egoistische Liebelei? Das alles... und dazu noch das Leben eines Menschen, der nichts hat auf der ganzen Welt als Sie?“

Farnol fiel jetzt auf die Knie vor dem jungen Mädchen und ließ sein Haupt in ihren Schoß fallen.

Eine Weile war es still zwischen den beiden; dann erhob Farnol den Kopf und richtete sich empor. „Ich habe mich jetzt gewiß recht lächerlich gemacht in Ihren Augen,“ sagte er mit rauher Stimme. „Nun, thun Sie sich keinen Zwang an — lachen Sie. So lachen Sie doch!“ Er taumelte wie ein Trunkener und griff nach seinem Hut.

Blanche sprang auf. Ihr Antlitz war mit fahler Blässe bedeckt, aber in ihren Augen blitzte es auf, wie von mutiger Entschlossenheit. „Ich will Ihnen etwas sagen,“ hob sie an und streckte gebieterisch die Hand aus, um Farnol zu verhindern, das Zimmer zu verlassen. „Ich werde Paul Rendal schreiben, offen und ehrlich. Ich werde ihn bitten, herzukommen. Jetzt bin ich meiner selbst nicht mächtig, ich weiß nicht, was ich thue, was ich sage —“

„Er wird nicht kommen,“ unterbrach Farnol.

„Nicht kommen? Wenn ich ihn rufe?“

„Er wird nicht kommen,“ wiederholte Farnol bestimmt.

Blanche wendete sich ab. „Gehen Sie,“ sagte sie kurz. Mit einer leichten Neigung des Kopfes verließ Farnol das Zimmer. Er war ruhig geworden. Sein Schicksal hing vom Kommen oder Nichtkommen Rendals ab... Und zum drittenmal murmelte er halbblau vor sich hin: „Er wird nicht kommen.“

Blanche, zitternd vor Aufregung, setzte sich an ihren Schreibtisch. Sie wollte Paul alles sagen, ihn auffordern, sich jetzt offen zu ihr zu bekennen. Aber die Worte fügten sich nicht ihren Gedanken. Sie empfand nichts als grenzenlose Sehnsucht, unheimliche Angst, wie ein Kind, das sich im dunkeln Wald verläuft und nach der Mutter ruft.

Die Witwe trat auf den Zehenspitzen ein.

„Was thust du?“ fragte sie leise.

Blanche raffte den halbbeschriebenen Bogen zusammen und zerknitterte ihn zwischen den Fingern. „Ich schreibe an Paul, daß er kommen soll... nein, ich kann nicht schreiben. Ich werde telegraphieren —“

„Aber Kind! So unvernünftig —“

„Ja, nicht wahr, Mama, du nennst das unvernünftig, wenn man eine Anforderung an die Liebe stellt? Er soll aber beweisen, daß er mich liebt, beweisen —“

Mit groben, hastigen Schrifzügen schrieb sie die wenigen Worte: „Fähig, aus Dankbarkeit Lebensglück zu opfern. Nur dein Kommen kann mich retten. Komm sofort, sonst heirate ich Farnol.“

Die Witwe blickte über Blancches Schulter auf die Depesche. Ein farbloses Lächeln glitt über ihre Züge. „Wie kann man so hitzig sein, Kind! Wer kann denn alles gleich stehen und liegen lassen und auf die Eisenbahn springen. Noch dazu bei einer solchen Entfernung! Thust ja rein, als wenn er in der Umgegend von Paris wohnte. Du weißt, ich nehme nicht seine Partei, aber — das ist zu viel verlangt!“

„Ausnahmesituationen rechtfertigen Ausnahmeforderungen, Mama. Es giebt Fälle im Leben, wo jedes Bedenken aufhört oder, besser gesagt, aufhören muß. Denkt man daran, daß man sich einen Schnupfen holen kann, wenn man, um ein Kind zu retten, ins kalte Wasser springt?“

Blanche klingelte. „Sofort aufs Telegraphenamt bringen!“ sagte sie zu dem eintretenden Mädchen, dann plötzlich mit halbem Lächeln den Zettel zurücknehmend: „Diese Gelehrten sind so zertrent! Er ist imstande zu kommen, ohne mich zu benachrichtigen.“ Und sie fügte hinzu: „Rückantwort bezahlt.“

Am nächsten Vormittag kam Farnol. Blanche ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab.

„Nun?“ fragte er.

„Die Depesche muß jeden Augenblick eintreffen.“

Sie war totenblaß, ihre Augen glänzten fieberhaft aus den eingesunkenen Höhlen hervor.

„Die Aufregung macht Sie noch krank,“ sagte Farnol leise.

Blanche zuckte die Achseln. Dann blieb sie stehen und sah ihn mit ihren klaren, offenen Augen ernst und bittend

an. „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was Sie mir sind und wie sehr es mich schmerzen würde, schuld an Ihrem Unglück zu sein. Aber verargen Sie es mir nicht, daß ich jetzt an mich denke, wie Sie an sich, und versprechen Sie, mir das Herz nicht unnütz schwer zu machen, wenn das Schicksal gegen Sie entscheidet. Versprechen Sie mir, dann freiwillig und ruhig zurückzutreten und ohne Haß und Groll meiner zu gedenken? Versprechen Sie mir's — ja?“

Sie hielt ihm die Hand hin. Farnol zögerte erst — dann schlug er ein. „Ich verspreche es Ihnen,“ murmelte er mit unterdrückter Stimme.

„Ich danke Ihnen.“

Blanche ging wieder auf und ab im Zimmer. Farnol setzte sich an den Tisch.

Eine halbe Stunde verging, ohne daß die beiden ein Wort wechselten. Da ertönte gellend die elektrische Klingel.

„Jetzt,“ rief Blanche und blieb wie versteinert stehen. Auch Farnol rührte sich nicht, nur seine Zähne gruben sich tief in die Unterlippe.

Das Mädchen trat ein. „Eine Depesche,“ sagte sie. „Gut, gehen Sie.“

Mit zitternden Händen riß Blanche das Telegramm auf. In weniger als einer Sekunde hatte sie den Inhalt überflogen und fiel dann lautlos, ohnmächtig auf den Teppich nieder.

Farnol sprang auf und hob die leblose Gestalt vom Boden auf. „Blanche, meine Blanche!“

Dann rief er die Witwe und das Mädchen, und während die Frauen um Blanche beschäftigt waren, nahm er die Depesche in die Hand: „Kommen unmöglich. Heirate F. nicht!“

„Dummer Junge!“ murmelte er verächtlich und warf geringschätzig den Brief von sich.

Raum vier Wochen später war Blanche Farnols Frau. Sie erwähnte Paul Rendal mit keinem Wort mehr, aber sie konnte sich nicht entschließen, seine Briefe und Bilder zu vernichten, und verwahrte alles, was sich auf ihn bezog, in einer Kassetten.

Sie setzte als Frau ihre schriftstellerische Thätigkeit mit verdoppeltem Eifer fort. In ihrem Gatten fand sie einen anregenden Berater und einen geschickten Impresario.

Der Tag war der Arbeit gewidmet, die Abende vergingen in großen Gesellschaften. Zeit zu traulichem, intemem Eheleben blieb nicht viel, und Blanche war das so recht.

Farnol selbst hatte nichts von sentimentaler Romantik an sich. Von dem Augenblick an, da er Blanche sein nennen durfte, verwandelte er sich wieder in den kühlen Blagueur, der liebenswürdig über alles spöttelte, ein komisches Entsetzen vor allen grands sentiments zur Schau trug und mit Blanche selbst mehr wie ein guter Kollege als wie ein zärtlicher Ehemann verkehrte.

Blanche hatte auch in der Ehe ihren Mädchennamen als Schriftstellerin beibehalten; je bekannter er wurde, desto mehr trat der ihres Gatten in den Hintergrund.

Manchmal war ihr das peinlich; aber er sagte mit leisem Lächeln: „Weißt du, Kind, das ist mir alles ganz gleichgültig, ich bin nicht ehrgeizig für mich.“

Er war es wirklich nur für sie. Das war eben seine Art, seine Liebe zu beweisen.

Und Blanche wagte es oft nicht, sich selbst einzugesellen, wie sehr sie sich von dieser Art angegriffelt fühlte. Je mehr ihr Name genannt wurde, je mehr sie selbst das Bewußtsein ihres Wertes empfand, desto armseliger schien ihr das Leben.

Alle ihre Freuden bezogen sich nur auf Vorgänge, die ihren Ehrgeiz befriedigen, ihrer Eitelkeit schmeicheln konnten. Sie hatte kein Kind, an dessen Lächeln sich ihr erstarrtes Herz erwärmen konnte, sie kannte keine einzige jener Empfindungen, die im intimen Seelenleben der Frau eine so große Rolle spielen.

Das Kommen und Gehen ihres Mannes ließ sie so ruhig, wie das eines gleichgültigen Bekannten. Niemals versuchte sie es, ihrer Sehnsucht nach Tieferem, Innigerem Ausdruck zu geben. Sie mußte, daß darauf nur ein freundlich-spöttliches „Oh la petite Allemande“ folgen würde.

Und so lebte sie ruhig, männlich-ernst bei der Arbeit, kollegial an der Seite ihres Gatten dahin, ohne einen andern großen Kummer zu erfahren, als den, den ihr der Tod ihrer Mutter verursachte.

Nicht nur die Mutter beklagte sie in der einfachen Frau, sondern ein Stück Vergangenheit. Hatte sie doch ihn gesehen, ihn gekannt, jenen, den sie nicht vergessen konnte und an den sie in so manchen öden, arbeitschweren Stunden dachte! Paul Rendal verkörperte für sie die Poesie ihrer Jugend, und zur Erinnerung an ihn nahm sie ihre Zuflucht, wenn das kalte, äußerliche Leben, das sie führte, ihr manchmal unerträglich dünkte.

Wohl hatte sie ihm die erste Zeit gegrollt, wohl gering von ihm und seiner Liebe gedacht; aber mit den Jahren verwischten sich die letzten Eindrücke, und das Bild des Jugendgeliebten stand wieder wie einst in hellem Glanz vor ihrer Seele.

Ob er wohl wußte, was sie draußen in der Fremde geworden war? Die Zeitungen sprachen so viel von ihr, die Wochen- und Monatschriften brachten so oft Arbeiten von ihr, und man übersetzte sie ins Deutsche. Hatte er jemals Kunde von ihr erhalten? Hatte ihr Name sein Herz höher schlagen gemacht? Oder hatte er sie vergessen, sich sein Leben anders eingerichtet? . . .

(Schluß folgt.)



## Aphorismen.

Von Multatuli.

Nachdruck verboten.

Es giebt kaum einen Menschen, dessen Gemüthsgeichte nicht interessanter wäre als der längste, noch so schön geschriebene Roman.

Noch niemals habe ich einen Menschen gesehen, der sich aufrichtig über seinen Mangel an Herz, an Gedanken oder an Erfahrung beklagte.

Es giebt nichts Poetischeres als die Wahrheit. Wer darin keine Poesie findet, der wird stets ein kümmerlicher Dichter bleiben.

Zwei linke Handschuhe bilden kein ganzes Paar Handschuhe. Zwei halbe Wahrheiten bilden keine ganze Wahrheit.

Alles, was ich weiß, ohne es von jemandem zu lernen, tausche ich gern ein gegen all das, was ich von andern hätte lernen können und nicht gelernt habe.

Wer zwölfmal sagt: ich würde . . ., sagt elsmal eine Dummheit.

Traue nicht dem Menschen, der nur demütig spricht, denn er lügt.

Es ist ungerecht vom Kreis, der Ede den Vorwurf zu machen, daß sie scharf ist.

Eine Ansammlung von Holz, Stein, Kalk u. s. w. ist nicht immer ein Gebäude. Eine Versammlung von Menschen nicht immer eine Gesellschaft.

Die Fehler, die man am liebsten eingesteht, sind zumeist jene, die in einem andern den Gedanken an diese oder jene gute Eigenschaft wachrufen können. Zerstreutheit bedeutet: Gelehrtheit, Heftigkeit: Gutherzigkeit, Unordnung: das Streben nach Höherem.

Wenn wir uns selbst tadeln oder die andern loben, rechnen wir auf ein „Aber“. Von uns selbst sprechend sagen wir: „Hitzig bin ich wohl —“ und bitten, das Aber auszufüllen. Von einem andern: „Ein gutes Herz hat er wohl —“ und überlassen es, das Aber auszufüllen.

## Kunst und Arbeit.

Von Dr. Alexander Tille.

Nachdruck verboten.

Wer heute eine Sinfonie durch den Konzertsaal rauschen, ein Lied erklingen oder ein Gedicht vortragen hört, der macht sich kaum klar, daß zu dem Gesamteindruck, dessen er sich bewußt wird, verschiedene Dinge zusammenwirken, die auch losgelöst von einander vorhanden sind. Zur Sinfonie treten Töne und Rhythmus zusammen, zum Gedicht Worte und Rhythmus, und zum Liede Töne, Worte und Rhythmus. In dieser Hinsicht ist also das Lied das Zusammengesetztere, selbst der Sinfonie gegenüber. Wir kennen heute unrhythmische und rhythmische Dichtung; die erstere nennen wir Prosa-Dichtung und die letztere Versdichtung; aber wir kennen kein unrhythmisches Lied und keine unrhythmische Tondichtung.

Doch dem war nicht immer so. Bei wilden Stämmen sind die Melodien an sich keineswegs rhythmisch gestaltet, und daß eine bestimmte Melodie nicht unter allen Umständen an denselben Rhythmus gebunden ist, geht schon daraus hervor, daß man dieselbe Melodie nach diesem oder nach jenem Rhythmus spielen, singen und pfeifen kann. Ja, ein Lied ist fraglos rhythmischer als das andre. Die „Wacht am Rhein“ und das Spinnerlied aus dem „Fliegenden Holländer“ stehen in der Betonung des rhythmischen Elementes einem Choral sehr fern. Sie sind von dessen rhythmischer Unausgeprägtheit und von dessen langgezogenen Tönen weit entfernt. Ein Walzer mit seinem gemessenen Auf- und Abwogen des Taktes und eine Polka mit ihrem scharf abgesetzten Rhythmus sind rhythmisch außerordentlich verschieden.

Der Rhythmus ist demnach keineswegs etwas, das der Musik oder der Sprache ursprünglich angehört, sondern die ursprüngliche Sprache kennt ihn ebensowenig wie das ursprüngliche Lied.

Woher stammt er denn aber da? Diese Frage sucht ein ausgezeichnetes kleines Buch eines der ersten deutschen Statistiker zu beantworten: „Arbeit und Rhythmus“ von Karl Bücher (Leipzig, 1896), das ganz neue Ausblicke in die Entwicklungsgeschichte der Poesie und der merkwürdigsten Phase in der Ausbildung der musikalischen Kunst eröffnet, die von allgemeinem Interesse sind.

Wie alles Gute stammen die Künste vom Himmel. Wenigstens weiß die griechische Göttersage uns allerhand von Apollo und den Mufen zu erzählen und weiß die nordgermanische Sage von einem Dichtergott und poetischen Gaben bei den Göttern Asgardhs zu berichten. Von jeher haben die Dichter und Sänger das Vorrecht für sich in Anspruch genommen, von göttlichem Hauche besetzt zu sein. Und wie noch das achtzehnte Jahrhundert der Meinung war, Gott habe den Menschen im Paradiese die hebräische Sprache gelehrt, und aus ihr hätten sich dann alle andern entwickelt, so haben noch Goethe, Schiller und Uhland in ihren Dichtungen vielfach hervorgehoben, daß

die Dichtung sich eines höheren Ursprungs rühmen könne als sonstige menschliche Schöpfungen, und daraus eine höhere Weihe für sie abgeleitet.

Gehört der Rhythmus aber der Sprache nicht ursprünglich an, und ist Dichtung rhythmisch gestaltete Sprache, so ist es klar, daß die Dichtung in dem Augenblicke entsteht, in dem Rhythmus und Sprache sich vereinigen, und in der Entstehung des Rhythmus liegt zugleich die Vorbedingung zur Entstehung der Poesie eingeschlossen.

Wenn jemand, der es nicht gewohnt ist, den Hobel oder den Spaten zur Arbeit ansetzt, dann wundert er sich wohl die ersten zehn Minuten, wie viel mehr zu leisten er imstande ist, als der Tischler oder der Tagelöhner, der neben ihm arbeitet. Da wirft er seine volle Kraft und Fast hinein, und gar bald rinnt ihm der Schweiß von der Stirn. Er wird heiß, der Arm erlahmt, und er setzt einmal ab, um, wie er meint, dann wieder um so stärker loszutreten. Aber die zweite Arbeitsperiode wird bereits etwas kürzer, die dritte nach der zweiten noch kürzer, und schließlich legt er ermüdet das Handwerkszeug zur Seite, während sein berufsmäßiger Arbeitsgenosse ruhig weiter arbeitet wie vordem, und wenn auch im Anfang erschlagen, doch bald den nicht-berufsmäßigen Nebenbuhler überholt. Wir sagen in einem solchen Falle, der Tischler hat Übung und der Nichttischler nicht. Das ist ganz richtig, aber worin besteht diese Übung?

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Mensch zur Erreichung eines bestimmten Zweckes nicht gern mehr Arbeit aufwendet, als absolut notwendig ist. Wäre das doch ein ganz unwirtschaftlicher Kräfteverbrauch. Nun ist es aber, wie jeden die Erfahrung sehr bald lehren muß, keineswegs ökonomisch gehandelt, zuviel Kraft in einen Stoß oder Zug zu legen, denn das durch einen Stoß oder Zug zu Erreichende läßt sich keineswegs ins Ungemessene vermehren. Ja, wer das Maß der aufzuwendenden Energie bald zu groß, bald zu klein bemißt, der ermüdet außerordentlich rasch, und die Übung besteht eben darin, daß man das nötige Kräftemaß richtig abzuschätzen und dann gleichmäßig bei jedem Stoß oder Zug zur Verwendung zu bringen hat. Und am allergeringsten wird die Ermüdung, wenn dazu noch ein zeitliches und räumliches Gleichmaß der Bewegung kommt und Beginn und Ende jeder Bewegung immer zwischen denselben Grenzen der Zeit und des Raumes liegen. Je gleichmäßiger und zweckentsprechender die einzelnen Bewegungen ausgeführt werden, desto weniger Arbeit ist in Wirklichkeit zu leisten.

Nun weiß aber jeder, daß z. B. das Abdrücken langer Zahlenreihen oder das Abschreiben von Schriftstücken außerordentlich ermüdend wirkt. Der Grund dafür ist zweifellos, daß dabei eine fortwährende gespannte Aufmerksamkeit nötig ist, während andre gleichmäßig einformige Arbeiten, wie z. B. das Treten einer Wiege, durchaus nicht geiststörend und aufreibend sind, weil sie, nachdem sie einmal begonnen sind, rein automatisch oder mechanisch geschehen können, ohne daß bei jeder einzelnen Bewegung wieder eine Willensanstrengung notwendig wäre. Dadurch wird der Geist frei. Die Einbildungskraft kann ihren eigenen Flug nehmen, und so entsteht eine Befriedigung durch die Arbeit, die dem Rechnen oder Abschreiben durchaus abgeht.

Je richtiger das Kraftbemessen ist und je gleichmäßiger das Verwenden erfolgt, desto leichter läßt sich die Arbeit bewältigen. Da nun aber jede Arbeitsbewegung sich mindestens aus zwei Bestandteilen zusammensetzt, nämlich aus einem stärkeren und einem schwächeren, aus Hebung und Senkung, aus Stoß und Zug, aus Streckung und Einziehung, so hat sie von vornherein eine ihr eigene Gliederung, und die Folge davon ist, daß die regelmäßige Wiederkehr gleich starker und in den gleichen Zeit- und Raumgrenzen verlaufender Bewegungen uns als Rhythmus entgegentritt. Und zwar hat jede Arbeit ihren eigenen Rhythmus.

Am deutlichsten tritt dieser bei den Verrichtungen ins Bewußtsein, bei denen die Berührung des Stoffes durch das Werkzeug einen Ton erzieht. Der Schmied, der Schlosser, der Klempner, der Keilschmied lassen den Hammer in gleichem Takte niederfallen, beim Tischler sind die Stöße des Hobels, der Säge, der Feile gleich, jedermann kennt den eigentümlichen Laut des Schusterhammers, des Weberstößens, der Pflasterramme und des Böttchereisens. Dieser Tonrhythmus kontrolliert, erleichtert und fördert die Arbeit nicht unwesentlich, und wo zwei oder mehr Arbeiter zusammenarbeiten, da können sie kaum auskommen, ohne sich dem gleichen Arbeitstakt zu unterwerfen.

Das Zusammenarbeiten ist in drei verschiedenen Formen möglich, einmal als Gesellschaftsarbeit, sodann im Wechselstakt und endlich im Gleichstakt. In Gesellschaftsarbeit befinden sich z. B. die primitiven Arbeiter an der Handmühle, an der Flachs- breche, am Spinnrad, beim Webebaum, beim Flechten, beim Wassererschöpfen; im Wechselstakt arbeiten die Dreischer, die Pflasterrammer, die Schmiede, die Böttcher, und im Gleichstakt endlich die Seilzieher, die Flachszieher, die Marschierenden, die Ruderer, die Säufentträger.

Zweifellos wird der Arbeitstakt sehr früh als etwas Förderndes empfunden, sodaß man ihn auch da schafft, wo er nicht ist; wo sich kein andres Mittel bietet, unter Zuhilfenahme der menschlichen Stimme.

So entsteht die Arbeitsmelodie. Der Melodie werden erst einzelne Silben, dann Wörter untergelegt. Dann verbinden sich die Worte zu ganzen Sätzen, und das erste Stück rhythmischer Rede, d. h. das erste Stück Poesie ist geschaffen. Und noch verliert Poesie und Musik nicht sogleich ihren Zusammenhang mit der Arbeit. Noch für lange Zeit sind die Arbeitsinstrumente die einzigen Musikinstrumente, noch für lange Zeit die Arbeitslieder die einzigen Lieder.

Und selbst als sich von der Arbeit im engsten Sinne der Tanz als eine Art Nachahmung löst, da bleibt Dichtung und Musik eng mit diesem verbunden, grade wie auch die Kultushandlung, der feierliche Aufzug, die Zauberhandlung mit den zugehörigen Gesängen noch für Jahrhunderte und Jahrtausende ein unaussprechliches Ganze bilden, bis sich aus ihnen Epik und Dramatik als selbständige Gebiete lösen und sich schließlich gar auch die Lyrik von der Musik trennt und so eine lyrische Dichtung entsteht, die nicht mehr bedingungslos sangbar ist. Da beginnt auch die Musik ihre eigenen Wege zu gehen, reißt und streift das Reich der Töne nach Höhe und Tiefe, Klangfarbe und Stärke und wächst sich aus zur selbständigen Kunst.



Capri: Hafenort Marina Grande am Golf von Neapel.

G. Brogi in Neapel-Florenz phot.

### Neapel.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 484, 485 u. 488.

Nachdruck verboten.

„Vedi Napoli e poi muori!“ (Sieh Neapel und dann stirb!) Die unvergleichlich schöne Lage der Stadt und ihrer Umgebung hat der Königin unter den süditalienischen Städten dies ehrenvolle geflügelte Wort verschafft. Mit Neapels Zauber können nur noch die Städtebilder von Lissabon und Konstantinopel verglichen werden. Neapolis, d. i. Neustadt, nannten griechische Ansiedler den Ort, den sie als älteste griechische Ansiedlung in Italien, an der Westküste der Landschaft Kampanien gründeten. Die blühende Stadt wurde eine der schönsten Italiens und zugleich die volkreichste. Unvergänglich hat die Geschichte ihren Namen auf ihren Blättern eingeschrieben. Neapel sah ein halbes Jahrtausend römische Soldaten in seinen Mauern; es sah Goten und Byzantiner um seinen Besitz blutig ringen; es sah Belisar als Herrn, Guiscard den Normannen, Karl von Anjou und den finsternen Heinrich VI. Es ward Hauptstadt beider Sizilien, dann Sizilianischer Vizekönig, der Abwechslung wegen ein Jahr lang republikanische Hauptstadt (Majaniello!), unterwarf sich dann wieder erneuert dem spanischen Thron und wurde durch Vertrag und Familiengeiz Sekundogenitur des Hauses Bourbon. In dramatischem Wechsel folgten nun einander die Regierungen: parthenopäische Republik, Joachim Murat, Rückkehr und abermalige Vertreibung der Bourbonen, Garibaldi der Diktator und Führer der Tausend von Marsala, Viktor Emanuel, der erste König Italiens aus dem Hause Savoyen! Fürwahr, eine Geschichte, wie sie bewegter außer Rom keine zweite Stadt der apenninischen Halbinsel erlebt hat!

Seit Neapel dem geeinten Italien angehört, ist sein Wohlstand zusehends gestiegen — das glückliche Los auch mancher andern Großstadt des „Italia unita“. Die dunklen Neapolitaner stehen bei uns in dem unbedeutenden Maß, jede ernste Beschäftigung zu scheuen, ihr die Erheiterung durch Pulcinello, Improvisatoren und Theater vorzuziehen, den größten Teil des Tages in den zahlreichen Cafehäusern zu weilen und tagsüber Granito, abends Gelati zu genießen. Der Adel Neapels ist allerdings reich und prachtliebend; aber die Bürgerschaft regsam und fleißig, und ihr Wohlstand nimmt beständig zu; die Lazzaroni verschwinden mehr und mehr. Nur in der Altstadt am Hafen, wo sich die Bevölkerung dichter als in jeder andern Stadt zusammendrängt, herrscht noch das altitalienische, sorglose und ungenierte Volksleben. Auf den engen, mit Lava gepflasterten Gassen wird, wie es unsre interessante Abbildung der Treppenstraße „vicolo del Pallonetto a Santa Lucia“ (S. 488) zeigt, Wäsche getrocknet, kriecht, auf den Balkons wird Feuer gemacht, gelocht und gepeist, und die Einkäufe dazu besorgen die Hausfrauen sich sehr bequem, indem sie an einer Schür den Marktort mit dem Gelde herunterlassen, den der Straßenverkäufer, der die Waren ausruft, dann zu füllen hat.



Panorama von Neapel (von der Strada del molo Castello d'Elmo gesehen).

G. Sommer e figlio in Neapel phot.

Dem Reiz des dolce far niente wird freilich, wie manch andrer Cisalpin, auch der sonnengebräunte Neapolitaner nicht widerstehen, wenn die Verhältnisse es gestatten. Unser hübsches Momentbild der zehnköpfigen gemischten Gesellschaft, die sich samt und sonders von einem einzigen Gelein in ihrem großen Karren mit echt süditalischer Behaglichkeit spazieren fahren läßt, darf aber als typisch gelten für den Volkscharakter der bella Napoli. Neben südländischer Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit besitzt das Volk Mäßigkeit, Feinheit und Güte. Die Not und Armut und die Unwissenheit der untersten Volksklassen, besonders auf dem Lande und in Süditalien (Sizilien), ist zwar noch sehr schmerzhaft und drückend, doch sind in neuerer Zeit schon verschiedene Bildungsanstalten auch in kleineren Orten ins Leben gerufen worden. In Neapel haben sich auch seit dem Jahre 1884, da die Cholera so schreckliche Opfer forderte, die hygienischen Verhältnisse vielfach erheblich verbessert.

Seltenerweise hat die größte Stadt Italiens in Bezug auf Architektur gegenüber den andern italienischen Städten verhältnismäßig geringe Bedeutung. Die antiken Bauten haben sich nur spärliche Reste erhalten; aus der Renaissance stammen neben den Kirchen meist nur die Kasellen, sowie einige Paläste. Zu den letztern der königliche Palast, Palazzo Cusano, Palazzo del Balzo, Capaccio, Corigliano und in der herrlich gelegenen Vorstadt Posilipo, wo, nebenbei bemerkt, auch die besten Seebäder anzutreffen sind, der Palazzo d'Anna; zwischen

dem Reiz des dolce far niente wird freilich, wie manch andrer Cisalpin, auch der sonnengebräunte Neapolitaner nicht widerstehen, wenn die Verhältnisse es gestatten. Unser hübsches Momentbild der zehnköpfigen gemischten Gesellschaft, die sich samt und sonders von einem einzigen Gelein in ihrem großen Karren mit echt süditalischer Behaglichkeit spazieren fahren läßt, darf aber als typisch gelten für den Volkscharakter der bella Napoli. Neben südländischer Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit besitzt das Volk Mäßigkeit, Feinheit und Güte. Die Not und Armut und die Unwissenheit der untersten Volksklassen, besonders auf dem Lande und in Süditalien (Sizilien), ist zwar noch sehr schmerzhaft und drückend, doch sind in neuerer Zeit schon verschiedene Bildungsanstalten auch in kleineren Orten ins Leben gerufen worden. In Neapel haben sich auch seit dem Jahre 1884, da die Cholera so schreckliche Opfer forderte, die hygienischen Verhältnisse vielfach erheblich verbessert.

Seltenerweise hat die größte Stadt Italiens in Bezug auf Architektur gegenüber den andern italienischen Städten verhältnismäßig geringe Bedeutung. Die antiken Bauten haben sich nur spärliche Reste erhalten; aus der Renaissance stammen neben den Kirchen meist nur die Kasellen, sowie einige Paläste. Zu den letztern der königliche Palast, Palazzo Cusano, Palazzo del Balzo, Capaccio, Corigliano und in der herrlich gelegenen Vorstadt Posilipo, wo, nebenbei bemerkt, auch die besten Seebäder anzutreffen sind, der Palazzo d'Anna; zwischen

dem Reiz des dolce far niente wird freilich, wie manch andrer Cisalpin, auch der sonnengebräunte Neapolitaner nicht widerstehen, wenn die Verhältnisse es gestatten. Unser hübsches Momentbild der zehnköpfigen gemischten Gesellschaft, die sich samt und sonders von einem einzigen Gelein in ihrem großen Karren mit echt süditalischer Behaglichkeit spazieren fahren läßt, darf aber als typisch gelten für den Volkscharakter der bella Napoli. Neben südländischer Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit besitzt das Volk Mäßigkeit, Feinheit und Güte. Die Not und Armut und die Unwissenheit der untersten Volksklassen, besonders auf dem Lande und in Süditalien (Sizilien), ist zwar noch sehr schmerzhaft und drückend, doch sind in neuerer Zeit schon verschiedene Bildungsanstalten auch in kleineren Orten ins Leben gerufen worden. In Neapel haben sich auch seit dem Jahre 1884, da die Cholera so schreckliche Opfer forderte, die hygienischen Verhältnisse vielfach erheblich verbessert.

Seltenerweise hat die größte Stadt Italiens in Bezug auf Architektur gegenüber den andern italienischen Städten verhältnismäßig geringe Bedeutung. Die antiken Bauten haben sich nur spärliche Reste erhalten; aus der Renaissance stammen neben den Kirchen meist nur die Kasellen, sowie einige Paläste. Zu den letztern der königliche Palast, Palazzo Cusano, Palazzo del Balzo, Capaccio, Corigliano und in der herrlich gelegenen Vorstadt Posilipo, wo, nebenbei bemerkt, auch die besten Seebäder anzutreffen sind, der Palazzo d'Anna; zwischen

Hauptsächlich dem Kunstgewerbe dient das 1888 gegründete Museo Civico. Daß sich seit Gründung des neuen Königreichs in keiner andern Großstadt Italiens das geistige Leben, das unter den Bourbonen gewaltig niedergehalten war, so schnell entwickelt hat wie in Neapel, wird selbst von denjenigen Neapolitanern zugestanden, die dem Hause Savoyen wegen seiner schwer errungenen Oberherrschaft noch gram sind.

Am meisten macht sich dieser erfreuliche Aufschwung der Stadt in wirtschaftlicher Beziehung bemerkbar: Neapel ist eine sehr wichtige Hafenstadt geworden, es zählt heute 600 000 Einwohner, und in der Industrie sowohl wie im Handelsverkehr bildet es den Mittelpunkt für ganz Süditalien. — d.

### Capri.

Von Ernst von Widenbrück.

Nachdruck verboten.

Am Eiland der Siegen  
Geht raunend die Flut,  
Die Wünsche versiegen,  
Die Seele, sie ruht.  
Die Sorge verblutet,  
Gram wandelt vorbei —  
Traumfelig umflutet  
Mich Klang der Schalmey.  
Meeratmende Kunde,  
Duffsprühender Hag,

Arztliche Kunde,  
Lebendiger Tag.  
Das Gesehn dem Heute  
Einträchtig gefest —  
Ein Ring aller Freude,  
Umfängt mich die Welt...  
Die Stunden, sie spinnen  
Die Tage dahin —  
Ich mitten darinnen  
Weiß nur, daß ich bin.



Capri: Fahrweg von der Stadt Capri nach Anacapri.

G. Brogi in Neapel-Florenz phot.

### Ein Andenken.

Erzählung von H. Fromm.

Nachdruck verboten.

„Pinto Giuseppe, macchinista nella marina reale italiana“ stand auf der Biffentarte des langen Italieners, der mit einer Abteilung seiner Landsleute nach einer preussischen Hafenstadt an der Dnieper gekommen war, um dort auf der Schiffswerft die Geheimnisse des Torpedobaus zu studieren. Die Leute nannten ihn aus reiner Bequemlichkeit „Herr Pinto“, ehe sie wußten, daß sie eine Berechtigung dazu hatten, da er nach der Weise seines Landes den Familiennamen vor den Taufnamen setzte. Mit seiner großen, nervigen Gestalt, seinem tiefschwarzen Haar und der reichen Mäherhauptmann, und in der That dachten die meisten Bewohner der bescheidenen Straße, in der Herr Pinto sein Quartier genommen hatte, sich einen Italiener nur entweder mit einer Mandoline unter dem Arm oder mit einem Dolch im Gewande. Aber der Neigung zu einem blutdürstigen Gewerbe widerstanden Pintos gutmütige, braune Augen und das kinderfröhliche Lächeln, das bei der leisen Veranlassung sein dunkles Gesicht erhellte, wie ein Sonnenblick einen mit Tannen bewachsenen Hang.

Die Kinder der Nachbarschaft näherten sich ihm denn auch bald; sie standen an dem Fenster des Zimmers im Erdgeschos, an dem Herr Pinto saß und fleißig Maschinenteile zeichnete. Wenn er aufsaß, klopfen sie mit den Fingern an die Scheiben und riefen: „Guten Tag, Herr Pinto!“ Und er lachte und nickte lebhaft, wohl zehnmal hintereinander. Ueber Lachen und Nicken ging ihre Unterhaltung in der ersten Zeit nicht hinaus, aber sie wurden doch gute Freunde, und bald waren auch die Erwachsenen der Ansicht, daß Herr Pinto ein sehr gemütlicher Mann und ganz anders war, als man sich in der alten Hafenstadt die Italiener bisher gemeinhin vorgestellt hatte.

Einer von den Knaben war sein ganz besonderer Freund, ein lustiges, fettes, sechsjähriges Bürschchen, Hans Bahler, der einzige Sohn einer Kapitäns Witwe, die Herrn Pinto gegenüber wohnte. Pinto und Hans hatten einander schnell und fest ins Herz geschlossen; vom frühen Morgen bis zum Abend war es ein beständiges Winken und Nicken hinüber und herüber. Hans war auch der Einzige, der Zutritt zu dem Zimmer des Italieners erhielt, der Einzige, der stolz und glücklich Hand in Hand mit ihm über die Straße ging. Und die ungleichen Kameraden sahen drollig und rührend zugleich aus, der große



Eselfuhrwerk in Süditalien.

G. Sommer e figlio in Neapel phot.



Neapel: Palazzo d'Anna in der Vorstadt Posilipo.

G. Sommer e figlio in Neapel phot.

Mann mit dem scharfen, wettergebräunten Gesicht und der kleine, zarte Blondkopf.

Es dauerte nicht lange, so führte Hans seinen Freund im Triumph bei seiner Mutter ein, die natürlich ein lebhaftes Interesse für ihr Gegenüber hegte. Die Unterhaltung ging leblich von statten. Pinto Giuseppe sprach ein erträgliches Französisch, und Frau Mahler suchte ihre halb vergessenen Sprachkenntnisse aus allen Winkeln ihres Gedächtnisses zusammen. Für ihn kam die seinen Landsleuten eigene Gabe hinzu, sich durch Zeichen verständlich zu machen und die Worte anderer aus ihren Mienen abzulesen; und sie verstand ihn — welche Mutter würde das Lob ihres Kindes nicht in jeder Sprache verstehen! Und um Hans drehte sich natürlich ganz ausschließlich ihre Unterhaltung.

Dem ersten Besuch folgten weitere rasch aufeinander, allmählich lernte Herr Pinto ein wenig deutsch, und Hans, der an der Hand seiner Fibel Pintos eifriger und unermüdlicher Lehrmeister war, wollte sich manchmal halb zu Tode lachen, wenn ein Wort recht verkehrt herauskam, oder auch wenn sein Schüler ihn in seiner Sprache „Nanni“ nannte — ganz als ob er ein Mädchen wäre!

Es fanden sich für die drei immer neue Anknüpfungspunkte. Pinto Giuseppe war wie Hans der einzige Sohn einer Witwe und hatte wie dieser seinen Vater kaum gekannt. Nun ließ Frau Mahler sich gern von der guten Frau Paulina erzählen, die, wie sie selber, ganz für ihren Sohn lebte und ihm zuliebe ihre Vaterstadt Turin verlassen hatte und nach Spezzia gezogen war, um ihm recht nahe zu sein, wenn er von einer seiner weiten Reisen zurückkehrte. „Italien wiedersehen ist schön, aber die ‚Mamma‘ wiedersehen ist noch schöner,“ sagte der gute Pinto. Und dann erzählte er in einem wunderlichen Gemisch von Französisch, Italienisch und Deutsch, wie lieb die „Mamma“ von jeher und bis zu dieser Stunde gegen ihn war.

Am schönsten aber war es für Hans, wenn Herr Pinto von seinen Reisen erzählte. Wo war er überall gewesen! In Südamerika, in Australien, in Ostindien — da hatte ihn ein häßliches Fieber gepackt, daß er zu sterben gemeint hatte; aber er war doch gesund nach Hause gekommen. Und Stürme hatte er auf dem Meere erlebt! Davon mußte man ihn selber erzählen hören und sehen. Er ahnte das Toisen des Sturmes, das Brüllen der Wogen, den Kommandoruf des Kapitäns, die Bewegung der Matrosen so lebendig nach, daß man meinte, selber zu erleben, was er schilberte.

Frau Mahler, die an ihre eigenen sorgenschweren Stunden dachte, zu jener Zeit, da ihr Mann oftmals im wildesten Sturme auf die See hinausfuhr, bis er von einem solchen dahingerafft wurde, seufzte dann wohl: „Die arme Mutter!“ Aber Hans sah und hörte ihn mit leuchtenden Augen und klopfendem Herzen an. Und wenn der Erzähler schwieg, sagte er kühn: „Ich will auch zur See gehen wie du.“

„Um Gotteswillen!“ schrie die Mutter auf und schloß ihren Sohn in die Arme, als müßte sie ihn jetzt schon zurückhalten.

Und Pinto lachte gutmütig und sagte: „Fürchten Sie sich nicht, Signora Maria. So junge, kleine Burschen kann man auf keinem Schiff branden.“

Dann lachte Frau Marie über ihre thörichte Angst. Aber in der Nacht darauf wurde sie von bösen Träumen gequält, in denen sie ihren kleinen Hans auf schwankendem Schiff zwischen berghohen Wellen sah, und am nächsten Tage bat sie den Freund: „Erzählen Sie lieber nicht von Ihren Fahrten, es liegt ohnehin bei ihm im Blute, und es regt ihn nur auf.“

Dennoch konnte sie es nicht übers Herz bringen, das Verbot aufrecht zu erhalten, wenn Hans mit seinem schmeichelnden Stimmchen bat: „Erzähle uns wieder von einem tüchtigen, großen Sturm, Pinto!“

Sie hielt den Knaben während der Erzählung fest auf ihrem Schoß; ihr war, als wehrte sie so alle Gefahr für die gegenwärtige und die künftige Zeit von ihm ab.

So lebten die drei, bis im Herbst die Italiener beordert wurden, die für ihre Marine erbauten Torpedos nach Spezzia zu bringen. Nur der Oberst und ein Ingenieur blieben zurück. Hans sah seinen Pinto ganz starr an, als dieser die Nachricht in das Stübchen der Witwe trug.

„Ihre Mutter wird sich freuen,“ sagte Frau Mahler freundlich und strich ihm über die braune Hand.

„Aber du kommst doch wieder, Pinto?“ rief Hans hastig.

„Das mußt du mir versprechen!“

„Wer weiß es?“ sagte der Italiener achselzuckend, „aber unmöglich ist es nicht.“ Und Hans, durch diese zweifelhafte Aussicht halb getröstet, verabredete sofort einen Briefwechsel mit ihm.

Dann kam der Tag, wo Pinto zum letztenmale herüberkam, um Lebewohl zu sagen. Er that es mit bewegter Stimme und voll warmen Dankes für die Freundlichkeit, die Frau Marie ihm erwiesen hatte.

„Grüßen Sie Ihre liebe Mutter herzlich von mir,“ sagte Frau Mahler.

Nun drängte Hans sich an ihn heran. Er hatte sich vorgenommen, tapfer zu bleiben, denn Seeleute weinen nicht. „Hier hast du etwas zum Andenken an mich, Pinto,“ sagte er stolz und übergab ihm ein schwächliches, kleines Büchlein mit bunten Bildern und Versen, mit dessen Hilfe er seinem großen fremdlandischen Freunde eine wunderliche Art von Anschauungs- und Sprachunterricht erteilt hatte. „Ich habe dir auch etwas hineingeschrieben; das heißt, nur die kleinen Buchstaben habe ich allein gemacht, bei den großen hat die Mama mir die Hand geführt. Du sollst daraus weiter deutsch lernen und immer an mich denken.“ Er hatte ganz brav gesprochen. Jetzt aber übermannte ihn doch die Rührung; er klammerte sich an den Freund und schluchzte: „Und ertrinke nicht, lieber, lieber Pinto, ertrinke ja nicht!“

„Nanni mio, tesoro mio.“ Pinto Giuseppe hob ihn auf den Arm und herzte und küßte ihn, während ihm ein paar große Thränen über die Wangen rollten. „Nein, ich werde nicht ertrinken, dein Buch soll mein Amulett sein.“ Er barg es auf der Brust. „Lebt beide wohl, habt Dank!“ Er ging zur Thür hinaus und mit großen Schritten die Straße hinab, ohne sich noch einmal umzusehen.

Es kamen rauhe, stürmische Tage. Hans durfte nicht ausgehen; denn er hatte den Husten. So saß er mit warm verbundenem Halschen am Fenster nach dem Garten hinaus und jubelte, wenn die dünnen Blätter vorüberwirbelten. Mitunter aber wurde sein Gesichtchen ernst. Das war, wenn er

an seinen Freund Pinto dachte. „Es wird ihm doch nichts geschehen sein, Mama?“ fragte er besorgt. „Aber nein,“ beruhigte er sich gleich wieder, „wo er jetzt ist, stürmt es vielleicht nicht. Und die Torpedos fahren ja so schnell, die kann der Sturm garnicht einholen. Nicht wahr, Mama?“

Eines Tages kam eine Nachbarin herüber mit einem Zeitungsblatt in der Hand. „Haben Sie schon das Neueste gehört? Der arme Herr Pinto!“

„Still!“ sagte Frau Mahler mit einem erschrockenen Blick nach dem Nebenzimmer. „Hans liegt da drinnen zu Bett. Es ist nichts Schlimmes,“ fügte sie hastig und mit zitternder Stimme hinzu, „der Doktor meint nur, er würde in der gleichmäßigen Bettwärme eher den Husten verlieren. Abends hat er manchmal ein wenig Fieber; aber es ist hoffentlich nichts Schlimmes!“

Die Nachbarin interessierte sich weniger für Hanschens Husten als dafür, die erste Ueberbringerin einer sensationellen Nachricht zu sein. „Es hat ein Unglück auf der See gegeben,“ sagte sie, „eins von den italienischen Torpedos ist an der spanischen Küste gescheitert und die Mannschaft wahrscheinlich ertrunken. Lesen Sie, die Namen der Vermissten stehen alle drin, weil die Leute hier bekannt waren, da: Maschinist Pinto.“

Nun schlug Frau Mahler entsetzt die Hände zusammen.

„Der liebe, gute Mensch! Und seine arme Mutter! — Aber das darf Hans nicht hören, es würde ihn ganz krank machen!“

„Mama,“ sagte Hanschen einige Stunden später und richtete sich ein wenig in seinem Bettchen auf, „Pinto hat uns erzählt, weißt du, wie er in dem Lande bei den Indiern ein böses Fieber hatte, und es war keiner da, der ihn pflegen konnte, und er wurde doch gesund. Du sagtest, der liebe Gott hätte ihm um seiner Mutter willen geholfen. Warum hilft der liebe Gott denn mir nicht, daß ich wieder gesund werde?“

Sie bückte sich zu ihm herab und preßte seine Wange an die ihre. „Er hilft dir ja auch, warte nur. So krank bist du doch nicht, mein Liebling, daß du nicht ein wenig Geduld haben kannst.“

„Nein, ich bin nicht so krank,“ sagte Hans matt. „Nur in der Nacht träume ich immer, daß ich mit Pinto auf seinem Schiff bin, und das schauelt so arg. Wenn es nur einmal still hielte!“

Tief in die Nacht hinein saß Frau Mahler an dem Bettchen ihres Kleinen und sah, wie er sich in unruhigen Schlummer hin und her warf. War er wieder mit Pinto auf seinem Schiff? Mit dem verschollenen Pinto! Zum erstenmal bekam das dunkle Angstgefühl, das auf ihr lastete, seit Hans krank war, Gestalt und Namen. Sie hätte aufschreiben mögen. Aber nein! Jener war auf dem wilden Meere gewesen, und ihr Liebling lag in seinem Bettchen, von ihr behütet und gepflegt — er konnte ihr nicht genommen werden! —

„Wohnt hier Frau Mahler?“ fragte einige Wochen später der italienische Oberst.

Die Frau, an die er die Frage richtete — es war dieselbe, die die Nachricht von Pintos Untergang überbracht hatte — wies ihm die Wohnung, fügte aber hinzu: „Sie werden schwerlich mit ihr sprechen können.“

„Ich bin beauftragt, ihr etwas mitzuteilen, was ihr und ihrem kleinen Sohn Freude machen wird. Ich weiß, Pinto war ein guter Freund des Kleinen, ich bin ihm oft mit dem Burschen begegnet. Nun, Pinto ist nicht tot. Er hat sich als guter Schwimmer auf dem Wasser zu halten vermocht und ist mit einigen seiner Kameraden gerettet worden. Gegenwärtig ist er gesund und munter in Spezzia. Hier ist, was er mir schreibt: ‚Haben Sie die Güte, Frau Mahler und meinen kleinen Nanni wissen zu lassen, wie es mir ergangen ist; sie werden Freude daran haben. — Wollen Sie vielleicht die Mitteilung übernehmen, da Frau Mahler, wie Sie meinen, für mich nicht zu sprechen ist?‘“

„Jawohl, ich kann es ihr sagen,“ sprach die Frau in bekümmertem Ton. „Aber ich glaube nicht, daß sie rechte Freunde daran haben wird: der kleine Hans ist gestern gestorben.“

Ja, der kleine Hans war gestorben! Pinto Giuseppe war aus der höchsten Todesgefahr errettet worden, und sein kleiner Freund, den sorgende Mutterliebe unablässig gehegt und gepflegt hatte, war tot! Er lag still und weiß in seinem letzten kleinen Bett, und daneben kniete seine Mutter mit gerungenen Händen, starr und thränenlos. Und ebenso starr und thränenlos sah sie ihn in das Grab versenkt und ihr genommen werden, wie schon sein Vater ihr verloren gegangen war. Und so blieb sie. Sie hörte auf niemanden, achtete auf nichts; es war, als wäre sie zu Stein geworden.

Die Nachbarin schaute sich, den Auftrag des Obersten auszuführen. Sie bat den Pfarrer des Ortes, es an ihrer Stelle zu thun, und dieser erklärte sich bereit dazu.

Er fand Frau Mahler in einer Ecke ihres Zimmers sitzend, die verschränkten Arme auf die Knie gestützt. In dieser Stellung pflegte sie stundenlang zu verharrern. Sie erhob sich nur eben ein wenig, um den Eintretenden zu begrüßen.

Der Pfarrer, der ihre Art kannte, nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. „Ich habe Ihnen eine Nachricht zu bringen, die auch Ihren kleinen Hans gewiß sehr erfreut hätte. Herr Pinto ist nicht ungelommen, er ist gerettet und jetzt bei seiner Mutter in Spezzia.“

Sie schnellte auf. „Er lebt? Er ist nicht tot?“ rief sie. „Nein. Er hat selber an den Obersten geschrieben und ihn gebeten, zu Ihnen zu gehen. Der Oberst hat ihm nun mitgeteilt, daß sein kleiner Freund nicht mehr am Leben ist. Herr Pinto wird mit Ihnen trauern, Frau Mahler.“

„Er lebt! Er ist nicht tot!“ wiederholte sie. „Er ist — sagten Sie nicht, er ist in Spezzia? Er ist bei seiner Mutter — und mir ist mein Kind genommen! Mein Kind! Mein Kind!“ Sie murmelte immerfort die letzten Worte, die Hände an die Schläfen gepreßt.

„Gottes Wege sind unerforschlich,“ sprach der Pfarrer.

„Reden Sie mir nicht davon!“ schrie sie wild auf. „Wo ist da Gottes Gerechtigkeit? Wenn er jenen retten konnte, warum erhielt er mir nicht mein Kind? Man will mich damit trösten, daß man sagt, Gott hat mein Kind nach einem kurzen, glücklichen Leben zu sich genommen, er hat ihm alle Not der Welt erspart, und ich habe nur Freude an ihm gehabt. Jawohl, jener führt ein Leben voller Gefahr, und seine Mutter hat mancherlei Angst um ihn ausgestanden, aber was macht ihr das jetzt, wo sie ihn wieder hat, wo sie ihn sehen, ihn umarmen kann! Warum kann sie so glücklich, und warum muß ich so namenlos elend sein?“

Von dem Tage an war sie verändert; ein böser, finsterner Geist war über sie gekommen und beherrschte sie ganz. Vorher hatte man sie gemieden, weil man sie schonen wollte; jetzt that man es, weil man sie fürchtete, und ihr war es recht. Ihr Schmerz um den Verlorenen hatte sich in eine Rinde bitteren Hasses gegen die ganze Menschheit gehüllt, und wo sie ein Kind erblickte, wandte sie sich jäh ab.

So ganz allein stand sie, daß es auffiel, als im nächsten Sommer der Pfarrer noch einmal zu ihr ging. Heute war ihr Gruß nur ein böser, tödtlicher Blick, aber der Geistliche ließ sich nicht abschrecken.

„Als ich das letzte Mal hier war,“ fing er langsam und bedächtig an, „brachte ich Ihnen eine Nachricht von Herrn Pinto. Heute komme ich im Auftrage seiner Mutter.“

Sie warf ihm einen wilden, zornigen Blick zu. „Was will sie?“ sagte sie mit rauher Stimme. „Sie soll mich in Ruhe lassen!“

„Die arme Frau ist nun ebenso unglücklich wie Sie,“ fuhr der Pfarrer fort. „Ihr Sohn ist auch tot. Er wurde nach Massauah geschickt und ist dort verwundet worden und gestorben.“

Sie war zusammengezuckt, als sie das Wort „tot“ hörte. Jetzt zitterte sie am ganzen Körper; sie hielt den Kopf zwischen den Händen und starrte mit weit offenen, gläsernen Augen vor sich hinaus. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie brachte kein Wort hervor.

„Herrn Pinto hat an den Obersten ein kleines Päckchen und einige Zeilen für Sie geschickt,“ sagte der Pfarrer. „Das Schreiben lautet auf deutsch: ‚Der tiefbetrübteten Mutter, die ihr Engeln für eine kurze, glückliche Zeit besaß, sendet dieses Andenken eine andre, unglückliche Mutter, die nur lebte, um ihren Sohn tausendmal sterben zu sehen, ehe sie ihn verlor. Pinto Paulina. Hier, nehmen Sie!‘“

Das Andenken war ein kleines, halb zerfallenes Bilderbuch, dessen Deckel deutliche Spuren zeigte, daß es im Wasser gelegen hatte. Pinto mußte es damals, als sein Boot scheiterte, bei sich getragen haben, wie an dem Tage, wo er fortging.

Wie Frau Mahler das dünne, kleine Gestein in den Händen hielt, dieses armselige papierne Ding, das zwei teure Leben überdauert hatte, und wie sie auf dem ersten Blatt die halb verwischten, aber noch leserlichen kindlichen Schriftzüge sah: „Seinem lieben Pinto schenkt dieses Buch zum Andenken der kleine Hans Mahler“ — da ging es wie ein Riß durch ihr Inneres; sie drückte das Büchlein an Stirn und Lippen und weinte unaufhaltsam und heftig.

Der Pfarrer saß still dabei und ließ sie gewähren.

„Witten Sie den Herrn Obersten,“ sagte sie, als sie endlich vor Schluchzen sprechen konnte, „er möchte ihr schreiben: ich danke ihr tausend-, tausendmal, und ich trauere mit ihr und werde bis an mein Lebensende an sie denken. Ich habe mich damals an ihr versündigt, Herr Pfarrer — Gott mag es mir verzeihen. Warum es für uns beide so hat kommen müssen, das verstehe ich nicht und werde ich vielleicht niemals verstehen. Aber ich glaube, ich begreife, warum unsre Kinder so gute Freunde sein und warum wir voneinander wissen mußten.“

Sie war von dem Tage an wie früher, sanft und freundlich; aber sie blieb eine stille Frau, die am liebsten für sich allein lebte. Sie sah es gern, wenn gelegentlich ein Kind zu ihr hereinkam und ein Weichen mit ihr plauderte, und sie gewann sich gute Freunde und Freundinnen genug unter den Nachbarn, die sich ihr gern mehr genähert hätten, als ihr zurückhaltendes Wesen es zuließ.

Am liebsten aber verkehrte sie mit einer, die sie nie gesehen hatte und von der sie seit der Ueberjendung des Andenkens nie mehr etwas hörte. Das war Frau Paulina fern in Italien. Zu ihr ließ sie ihre Gedanken oft und gern wandern; sie dachte an sie wie an eine Schwester und war gewiß, daß jene ebenso an sie dachte. Waren doch Pinto Giuseppe und ihr kleiner Hans wie zwei Brüder miteinander gewesen.

## Rudolf Baumbach.

Nachdruck verboten.

Der Epigone der Scheffelschen Bummel- und Ragantenlyrik ist Rudolf Baumbach, von den Nachfahren Joseph Vitors ohne Zweifel der weitaus Talentvollste.

Wie sein Vorbild dichtet er im Kostüm: als fahrender Schüler, den Römer im Wappen, die Laute unter dem Arm, zieht er über die grüne Heide und kehrt am Abend durstig bei der „Lindentwirtin“ ein. Und was er dort erlebt, das singt ihm die jungen Studenten dann an der Kneiptafel nach: „Was geschah, ich thur's euch kund, auf der Wirtin rotem Mund heiß ein ander brannte.“

Die bewährten Stätten des Volksliedes und der Romantik sucht er, der Spätgeborene, noch einmal auf, und er besingt sie noch einmal, ohne sich vor den goldachten Vorbildern der alten Zeit zu fürchten. Im Bremer Katscheller kneipt er, und Minne sieht er im Turnier. Er dichtet die „Abenteuer und Schwänke“, die in den Anecdotenbüchern des sechzehnten Jahrhunderts stehen, nach, und er fährt als Stalbe zum Nordland auf die Brautfahrt mit seinem Helden Horand.

Man hat die Art dieser Dichtung nicht mit Unrecht Buzen-scheidentyrik genannt. Es liegt eine gewisse gewollte Stilmannerie in dem Kostüm; nicht das Zwingende, Selbstverständliche einer starken Natur, die sich wirklich innerlich als das fühlt, was sie in ihrer Dichtung sein will. Es ist viel Künstlichkeit in den glatten Versen dieses Dichters, und sein Humor ist zwar hierherlich, wie man zu sagen pflegt, aber nicht tief.

Nach in den „Wanderliedern“, im „Zlatovog“ schildert er wohl mit Begeisterung die Größe der Bergnatur. Aber ihm ist nicht immer gegeben, was den wirklichen Lyriker macht, mit eigenen neuen Augen zu sehen; nicht zu berichten, sondern mit erleben zu lassen; Gefühlsstimungen im Naturbild zu verdichten.

Baumbach ist interessant für den Geschmack des Publikums der achtziger Jahre. In dieser etwas dünnen, kunstlosen Zeit, wo man die Schätzung für das Echte verlor, hatte, ließ man sich die leichten Weisen gern ins Ohr klingen, und die überaus geschmackvollen, zierlichen Bändchen des Liebeskindchen Verlags trugen diese Lyrik und Epik überallhin unter den Wehachtsbaum und auf den Geburtstagsstisch.

Die Zeiten sind seitdem anders geworden. Wir haben zwar jetzt keine Blüteperiode der Litteratur, aber sicher befinden wir uns in einer Epoche der strengeren Kunstforderungen.

Halbes und Maskiertes wird leichter durchschaut als früher. Unser Blick ist geschulter und unser Geschmack wägenber.

Seitdem sind die Wolff, Baumbach, Dahn in der Schätzung gesunken. Man braucht ihnen darum nichts Schlechtes nachzureden. Wer sie gern hat, der mag sie weiter lesen. Aber wenn der Zweifel faßt, der ja immer der Vater des Fortschritts ist, der halte daneben die goldene Lyrik Detlef von Liliencron's, Jakob Falckes oder auch Bierbaums. Vielleicht merkt er den Unterschied.

Der Dichter Rudolf Baumbach stammt aus Thüringen. Er ist in Kranichfeld, einem kleinen stillen Dörfchen, als Sohn eines herzoglichen Hofmedikus, am 28. September 1842 geboren. Die Thüringer Jugenddichtung ward früh mit einem weitverbreiteten Wanderleben vertauscht.

Baumbach studierte in Würzburg, Leipzig, Jena und Heidelberg Naturwissenschaft und begab sich nach seiner Promotion auf Reisen. Er durchstreifte das nördliche und südliche Europa und landete schließlich in Triest, wo er kurze Zeit Lehrer an einer Akademie war. Aber er gab diesen Lehrberuf bald auf. Das Thermometer, „das im Hochsommer auf dreißig Grad im Schatten weist“, lockte ihn in die Berge, vom „Tintensaß“ zum „Krug“. „Daß Tintensaß und Bücher ruhen und klüme in den Nageleschuh nach oben.“

Baumbach ging dann als Fünfundvierziger in der alten thüringischen Heimat, in Meiningen, vor Anker. f. P.



Rudolf Baumbach.

### Eine Beichte.

Skizze von Jane Gerandt-Claine.

Nachdruck verboten.

Wenn ich nur verstehen könnte, Afta, was für ein Vergnügen es sein kann —

„Karten zu spielen, Nelly?“ fragt die junge Frau des Hauses, die mit ihrem Gast im Salon allein geblieben war, während die Herren sich in das Zimmer des Hausherrn retteten, und sie sah lächelnd zur Thür, durch die sie eben verschwinden waren.

„Mein Mann sagt immer, daß er so gern mit dir spricht, und doch ist er kaum zur Thür herein, so sitzt er auch schon am Spieltisch. Ich werde ihn auszanken.“

„Nein, thu' das nicht, Nelly. Ich kenne sie. Es lohnt nicht der Mühe. Aber es thut mir leid, daß du den ganzen Abend mit mir allein sitzen sollst. Hätte ich daran gedacht, würde ich Gesellschaft eingeladen haben.“

„Aber Afta! Ich bin doch zu dir gekommen. Wir haben jetzt ohnehin nicht oft Gelegenheit, miteinander zu sprechen.“

„Nein, nicht oft. Und je seltener man sich trifft, desto weniger hat man einander zu sagen, besonders wenn man, wie wir, so eng befreundet war.“

Sie sahen eine Weile stumm in den großen Fauteuils am Tisch, wo eine niedrige Lampe ihren gedämpften Schein durch einen Spitzenschirm ausstrahlte.

„War?“ wiederholte die andre. „Aber Afta, warum ist es jetzt nicht ebenso?“

Die Frau des Hauses legte die Handarbeit fort und sah mit einem gedankenvollen Blick in das Zimmer.

„Mein Mann behauptet, wir können die Freundschaft nicht so auffassen wie die Männer,“ begann dann Nelly wieder, die ebenfalls die Stühle auf den Schoß hatte sinken lassen. „Dazu fehlt uns eine Eigenschaft, die ganz und gar männlich ist: die Ritterlichkeit.“

„Da hat er unrecht,“ sagte die junge Hausfrau freitlustig, energisch, mit einem Zurückwerfen ihres dunklen Kopfes. Und ohne daran zu denken, erhob sie sich — hoch, elastisch, mit einem weißen, ausdrucksvollen Gesicht in dem glatten Rahmen glänzenden, blauschwarzen Haars.

Das Haar der andern, der Frau Nelly, schimmerte rot-blond und fiel in eigenwilligen Locken über Stirn und den weißen Nacken, der weich und schmal war wie die ganze Gestalt.

Beide waren nicht über die Dreißig, aber die Blonde sah ganz besonders jung aus, wenn sie lächelte wie in diesem Augenblick. „Ach, Afta,“ sagte sie, „wie dir das ähnlich sieht, es so zu nehmen!“

„Es verdirbt mich. Sobald von uns die Rede ist, sprechen sie sich mit einer Sicherheit aus, als handelte es sich um die allereinfachste Sache. Ich habe noch nie einen Mann getroffen, jung oder alt, der nicht glaubte, mehr über mein Geschlecht zu wissen als ich selbst.“ Und da die andre lachte, fuhr Afta fort: „Ja, ist es nicht wahr, habe ich nicht recht? Es ist ebenso unmöglich für uns, sie zu begreifen, wie umgekehrt; wir sprechen nicht dieselbe Sprache.“

„Aber Afta!“

„Ist es möglich, daß du dies nie empfunden hast?“

„Es ist wahr, daß ein Rassenunterschied vorhanden ist —“

„Ja, ein Rassenhaß. Er verbirgt sich zuweilen, aber er ist doch da — latent wie Wärme in kaltem Wasser.“ Sie setzte sich an den Tisch: „Warum sind sie so zufrieden dort drinnen, glaubst du? Darum, weil sie beisammen sind. Die meisten Männer fühlen sich nur miteinander wohl!“

„Ich disputiere oft mit Georg,“ sagte die blonde Nelly mit ihrer leisen, weichen Stimme. „Er behauptet, daß die Frauen von Natur aus Feindinnen seien.“

„Das ist falsch. Wir sind im Gegenteil natürliche Verbündete.“

Die Blonde lachte. „Denke an den kleinlichen Meid der Frau gegen die Frau, den Mangel an Kameradschaftlichkeit, an Loyalität. Es ist selten, daß die Freundschaft eine große Rolle in unserm Leben spielt.“

„Ob es selten ist, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es bei mir so war.“

„Bei dir, Afta?“

„Ja.“ Ein Paar dunkelblauer Augen heftete sich lange und ernst auf ein Paar heller. „Ich war deine Freundin. Nicht so, wie man es im allgemeinen ist — oberflächlich und leicht, mit einem Duzend zu gleicher Zeit. Ich war deine Freundin. Ich kann wohl sagen, daß du die Einzige warst, die auf mich Eindruck machte. Ich hatte ja lange, bevor wir uns trafen, von dir sprechen hören. Ich hatte dich mir groß und stolz und sicher vorgestellt, und nun warst du klein und weich, mit deinem langen, lichten, blonden Haar. Es war etwas so Poetisches über dir — damals, Nelly... Ich freute mich mehr darüber, daß du gefeiert warst, als ich mich gefreut hätte, wenn es mir selbst gegolten, und als ich endlich zwei Worte mit dir wechseln konnte, da war ich verzweifelt — ich fühlte, daß ich die schrecklichsten Dummheiten geagt hatte. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Gelegenheit benützte, zu fragen, wie du über ein Jenseits dächtest.“

Die Freundin lachte. „Ich fühlte mich gleich zu dir hingezogen, Afta,“ sagte sie.

„Aber als du dann eine Zeit in unsrer Stadt bliebst und wir uns treffen und sprechen konnten — welches Glück! Ich war umhergegangen und hatte mir in aller Stille Fragen gestellt, und nun hörte ich dieselben Fragen von deinen Lippen, aber klarer und viel ruhiger. Alles bei dir war Ruhe und Klarheit, du kleine Nelly mit deinen achtzehn Jahren. Erinnerst du dich an unsre Gespräche, die uns Unendliche fortgesetzt wurden, an unsre Geheimnisse, unsre Träume und meine grenzenlose Bewunderung alles dessen, das du thatest und sagtest? Und unsre Briefe! Entsetzt du dich unsrer langen Briefe? Ich las die deinen mit einem Entzücken, von dem du dir kaum einen Begriff machen kannst. Nelly, in der Freundschaft wie in der Liebe ist immer einer, der mehr, und einer, der weniger giebt; einer, der glücklicher ist als der andre; hier war ich es. Du hattest so viele, die zu dir aufsahen — ich war nur eine unter ihnen.“

„Liebe Afta!“

„Ach, Nelly, du kannst dir keinen Begriff davon machen, was du — damals — für mich bedeutetest. Selbst konnte ich nicht so weit überlegen, daß zweimal zwei vier ist. Ich hatte die ganze blinde Naivität eines Fettschankbeters. Erinnerst du dich, daß du mich dein Gewissen nanntest, erinnerst du dich, wie weh es mir that, wenn du etwas gesagt oder gethan hattest, das ich nicht billigen konnte. Alles sollte bei dir hoch über jedem Angriff stehen. Niemand sollte bei dir das Geringste zu tadeln finden — nicht einmal ich. Aber wer mich gehört hätte dich ausschelten, der würde mich für deine strengste Widersacherin gehalten haben... Ach, Nelly, ich möchte es nicht, daß du kokett warst, möchte es nicht, daß du dich auf irgend einen Flirt einließest, und doch war es meine große Freude, wenn du mir deine kleinen Romane erzähltest. Selbst hatte ich keine. Ich stellte mir kaum die Möglichkeit vor, welche zu haben. Ich machte mir nie etwas aus den Leuten. Ich lebte nur durch dich, und nur durch dich sah ich die Außenwelt. Ich kannte mich selbst nicht, und du kanntest mich noch weniger, du ahntest nicht, wozu ich in stande war. Keine von uns ahnte, daß das dümmste aller dummen Intermezzos alles würde zerstören können, was in meiner Freundschaft für dich gut und ehrlich war. Aber was auch nachher gekommen sein mag — vergessen werde ich sie nie. So, wie ich mich dir anvertrauen konnte, habe ich mich nie einem Menschen anvertrauen können. Wir waren ja Frauen, geboren, dasselbe zu verstehen, dasselbe zu denken, dasselbe zu fühlen. Mit Männern zu sprechen — das ist etwas andres. Man hat da nie das Gefühl, daß man auf derselben Basis steht, daß der Ausgangspunkt der gleiche ist. Man empfindet nicht diese unbeschreibliche Uebereinstimmung, diese Ruhe, die nichts erregen kann. Es ist nur Unruhe. Alles, was von ihnen zu uns kommt, ist Unruhe, Kampf und Erregung — ein reißender Strom, in dem man mit Händen und Füßen kämpfen muß, oder untergehen. Wenn er uns nicht getrennt hätte, würde vielleicht alles noch unverändert sein — du weißt, ich meine Karl —“

„Karl Dahlmann?“

„Ja, Nelly, du erinnerst dich, daß ich ihn bei deinen Verwandten traf, aber gewiß fiel es dir nie auf, daß er sich im Anfang sehr artig gegen mich zeigte. Du hattest genug mit all denen zu thun, die dich umschwärmten, und ich glaube, daß man mich ein für allemal unter die einrangiert hatte, denen niemand den Hof macht.“

„Das war deine eigene Schuld, Afta —“

„Vielleicht. Das Spiel lag mir nicht. Die halben Gefühle und das kleine Interesse, all das Schwebende, Unbestimmbare konnte mir immer nur so wenig sagen. Ich wollte gern in die vollen Saiten greifen, siehst du, und so etwas rächt sich. Meine unverzeihliche Dummheit war, daß ich Karl Dahlmann ernst nahm. Wenn ich jetzt an seine glatte, lächelnde Artigkeit denke, an den unerblicklichen Blick seiner grauen Augen, an seine ganze fade Oberflächlichkeit als Künstler, dann frage ich mich selbst, wie es nur möglich war, daß er jemals Eindruck auf mich machen konnte. Aber er hatte mir einmal etwas über meinen malerischen Teint gesagt, und mit diesem banalen Leim ließ ich mich fangen. Ich versichere dich, ich war so anspruchslos, daß ich mir nie vorstellte, es ließe sich überhaupt etwas über mein Aussehen sagen. Denke dir, Nelly, es war der erste Mann, der mich je ausgezeichnet hatte, und ich war zwanzig Jahre alt. Was Wunder, daß ich mich fangen ließ, was Wunder, daß ich mir eine große, noch unentdeckte Welt hinter dieser fade lächelnden Maske vorstellte. Ich vertraute dir gewiß damals meine Träume an, und das war vielleicht die Ursache, daß du anfingst, ihn mit Interesse zu betrachten.“

„Vielleicht, Afta, ich weiß es nicht...“

„Das genügt, damit ich nicht mehr für ihn vorhanden war. Er saß bald so tief in deinem feinen Netz gefangen wie vielleicht in keinem andern zuvor. Aber ich glaube, daß ihr einander gegenseitig verwirrt, ihr, die ihr beide mit der Erfahrung so vieler Siege zu rechnen hattet. Wenigstens habe ich dich nie so unruhig und so wenig sicher deiner Macht gesehen. Du hattest mich sogar zu versuchen, ihn auszuforschen — wie grausam ein Weib oft gegen das andre oft, dumm und blind, so wie man grausam gegen sich selbst sein kann. Bist du wirklich entzückt von ihm?“ fragte ich, und du antwortetest ja. Ich weiß nicht, was ich bei deiner Antwort fühlte, aber

im Dunkel meines Herzens war mir, als hättest du mir ein blutiges Unrecht gethan. Glaube nicht, daß ich jetzt so denke, aber ich hatte ihn einen kurzen Augenblick als mein Glück betrachtet, als mein Eigentum, meinen Traum — und nun nahmst du ihn mir...“

„Afta, das dachte ich ja nie, das wußte ich nie —“

„Ich weiß. Und er ahnte es auch nicht. Eines Abends, als er mich nach Hause begleitete — wir waren beide bei deinen Verwandten gewesen, und ich glaube, du hattest ihn noch mehr als gewöhnlich auf die Folterbank gespannt — sprach er von dir und fragte, ob ich wohl glaube, daß er Hoffnung habe. Das Herz wurde ganz kalt und hart in mir. Ich antwortete: nein — nein, das glaube ich nicht. Ich machte ihm klar, daß, wenn er euch beiden einen peinlichen Augenblick ersparen wollte, er seine Gefühle nicht gestehen sollte! Denn es wäre dir nie eingefallen, ihn ernst zu nehmen! Ich wußte, daß ich grausam war, aber es that mir wohl — o, ich genoß diesen Augenblick! Er verließ mich still und vernichtet, und ein paar Tage darauf reiste er ab. — Siehst du, zu so etwas war ich fähig. Ich habe es dir nie gesagt. So nach und nach begann ich mich von dir zurückzuziehen. Du hast dir mein Benehmen wohl nie recht erklären können — meine Verschlossenheit und meine stets wachsende Kühle, aber ich hatte doch noch einen Tropfen ehrliches Blut in den Adern. Ich konnte nicht fortfahren, deine Freundin zu sein, nachdem ich dich betrogen hatte.“

„Aber Afta, ich machte mir nicht allzuviel aus ihm. Ich versichere dich — es war bei mir mehr eine Laune.“

„Das weiß ich, und ich habe es nie bereut, daß ich ihn verhinderte, mit dir zu sprechen. Nicht das ist es, siehst du, nicht das, aber ich habe dein Vertrauen getäuscht. Es muß so wenig an mir gewesen sein, daß ich mich einer solchen Niedrigkeit schuldig machen konnte. Und warum? Aus welchen Motiven? Wenn ich ihn wenigstens geliebt hätte, aber das that ich nicht. Lieben? Ich wußte damals nicht, was das war. — Erst einige Jahre später lernte ich in Kampf und Furcht die Liebe kennen. Wie der böse Gedanke damals eine solche Macht über mich hatte gewinnen können, weiß ich nicht, aber ich habe die Schuld tief empfunden, und grausamer hat kein Böser sich gegeißelt, als ich mich quälte bei dem Gedanken an die fade Gedenkhaftigkeit des Mannes und die Hohlheit des Gefühls, das mich dazu trieb, einen Treubruch an dir, der Freundin, zu begehen. Er ist mir heute gleichgiltiger als der Teppich unter meinen Füßen — dich nur bedaure ich verloren zu haben — dich!“

„Aber du hast mich nicht verloren, Afta. Wir sind nur auseinander gekommen, und wir können uns wieder finden.“

„So, wie ehemals, nie mehr, Nelly! Nicht, weil ich dich heut nicht ebenso hoch schätzen kann wie früher, nein, siehst du, ich habe den Glauben an mich verloren. Das Gefühl, das ich verraten habe, hat seinen Zauber für mich eingebüßt. Du bietest mir deine Freundschaft, wie man dem Durstigen ein Glas Wasser bietet, aber du kennst die Säuren, von denen so wenig genügt — beinahe ein nichts — damit der Trunk den Geschmack davon annimmt. Ich habe einmal einen solchen Tropfen Bitterkeit in den Becher gegossen, und das werde ich immer fühlen. Man kann fehlen und kann es wieder gut machen, aber eines giebt es, das man nie darf — das ist: unehrlich sein! — Es hat Jahre gewährt, Nelly, bevor ich mich in meinen eigenen Augen wieder erheben konnte, und ich bewahre stets als meine schlimmste Qual tief in meinem Herzen ein Mißtrauen gegen mich selbst. Giebt es etwas in meinem Leben, das ich glänzen und fleckenlos bewahren wollte, so ist es die Erinnerung an deine Freundschaft, die das Beste war, was meine Jugend hatte; denn ich baute sie auf allem auf, was an Streben und Glauben in mir war. Jetzt kann ich mich nicht einmal darüber freuen. Jetzt ist auch das verdunkelt. Du weißt, es giebt schwache Augen, die nur Flecken sehen, wenn sie in die Sonne schauen. Solch ein schwaches Auge ist meine Seele...“

Vom Zimmer des Hausherrn hörte man das Geräusch von Stühlen, die vom Tische fortgeschoben wurden, und indem die junge Hausfrau sich erhob, um zu ihren Gästen hineinzu-gehen, legte sie für einen Augenblick die Hand auf den Arm der Freundin und sagte kurz, mit einem unbestimmten Lächeln, das etwas in ihrem Blicke hart und glänzend werden ließ: „Nun habe ich meine Beichte abgelegt, Nelly, und du kannst deinem Georg recht geben — Frauen verstehen sich nicht auf Freundschaft.“

### Promenadentollette.

(Hierzu das Titelbild S. 481.)

Borten, Lizen und ähnliche Befäße, die ebenso hübsch wie dauerhaft sind, werden augenblicklich besonders gern als Verzierung angewendet, und es lassen sich, wie auch unser heutiges Titelbild beweist, in der That damit ganz reizende Wirkungen erzielen. Die anmutige Toilette, die aus feingrauem Tuch besteht, ist auf dem Rock und auf der mit kurzem Schößchen abschließenden Blusentaille reich mit dunkelroter Wollentorte garniert. Diese umgiebt den Rock am untern Rande und oben unterhalb der Hüften in zwei Gruppen von sieben und fünf Reihen, während die Taille und das Schößchen ringsum in gleichmäßigen Zwischenräumen ganz damit besetzt sind. Auf den mit Spitzenreizen begrenzten Aermeln wiederholt sich der Besatz in derselben Weise, doch läßt er hier, wie die Abb. zeigt, oben einen kleinen Teil frei. Die Bluse, die sich über dem Gürtel leicht bauscht, ist vorn mit oben breiten, nach unten schmaler werdenden Aufschlägen garniert, die mit gelblichem Atlas und Spitzenstoff überdeckt und mit einem schmalen Marabubördchen umrandet sind. Die Aufschläge enden unter dem Gürtel von grauem Seidengarnet und schließen einen schmalen Einsatz von gelblichem Atlas ein, der durch ein grazioses Spitzenjabot verhüllt wird. Das Jabot ist mit einem Knoten aus Tüll zusammengefaßt und an dem mit gefaltetem Tüll überdeckten Stehtragen aus Atlas befestigt. Hinten verschwindet der Stehtragen unter einem hohen Medicistragen, der außen mit Tuch und Borte, innen über Atlas mit Spitzenstoff besetzt ist und durch ein Marabubördchen begrenzt wird.

Allerliebste ist das zur Toilette passende Toquehütchen aus grauem Sammet, dessen reichen Schmuck schöne, volle, grau und dunkelrot schattierte Straußfedern bilden. Vorn in der Mitte deckt ein Stahlsornament den Ansatz der einen nach hinten gelegten Feder.

Bezugsquelle: Paris, Mmo. Lacombe.

## Der Liebesbrief.

Plauderei von Dr. Ella Mensch.

Nachdruck verboten.

Vor meinen Augen steht das kleine Genrebildchen eines Münchener Malers — den Namen habe ich vergessen; es zeigt im sauberen, sonnendurchströmten Manjardenstübchen eine feiche Bauernbirne, deren Augen und Herz ganz vom Lesen eines Briefes hingenommen sind. Es kostet keine Mühe, zu erraten, von wem der Brief ist. Das glückselige Lächeln, das dies frische Gesichtchen erhellt und die bligblanken Zähne sehen läßt, sagen uns, daß das Schriftstück weder von „Vatern“ noch „Muttern“ herrührt, sondern nur von „ihm“ sein kann, der vermutlich in der Stadt beim Militär steht und eine Freistunde benutzt hat, um seinem Schatz daheim einen wunderschönen, unorthographischen Liebesbrief zu schreiben. Vielleicht wird aus ihm dereinst ein waderer, ordentlicher Mann, der sein Mädel zum Standesamt und Altar führt, vielleicht ist er auch ein Windbeutel, der sein Herz bald an eine andre hängt und dem ersten Brief keinen zweiten mehr folgen läßt, aber trotzdem hat jener erste, mochte er nun kurz oder lang, fließend oder unbeholfen ausgefallen sein, auf ein junges, unbefangenes Menschenkind den ganzen Zauber ausgeübt, den eben nur ein Liebesbrief ausüben kann.

Das frühere schreibselige achtzehnte Jahrhundert gab den Liebesepisteln eine unendliche Länge, wie dies auch aus der damaligen Litteratur hervorgeht. Man braucht nur die erotische Korrespondenz in Rousseaus Roman „Die neue Heloise“ in die Hand zu nehmen, um einen Begriff von der Mission zu bekommen, die man dieser Schriftgattung anvertraute. Die Wirklichkeit wird hinter der dichterischen Erfindung kaum zurückgeblieben sein. Wenn man diese unererschöpflichen Herzensergießungen liest, in denen für das schon so und so oft Gesagte noch immer wieder eine neue Variante gefunden wird, so fragt man sich unwillkürlich: haben die Liebenden ihre Liebe wirklich erlebt und genossen, oder haben sie sie nur als Thema für schriftstellerische Versuche benutzt? Denn zuweilen hat man den Eindruck, als wäre St. Preux im Grunde froh, aus den Armen seiner Julie sofort an den Schreibtisch stürzen zu können, um die Gefühle umständlich zu schildern, die er soeben in ihrer Nähe durchkostet.

Ein eigentümlicher Hauch von Vergangenheitspoesie steigt aus den Liebesbriefen auf, wenn der Blick der Schreiber etwa in späteren Jahren auf sie fallen sollte. Haben wir wirklich je so empfunden, so jugendlich überspannt und dabei doch so wunderbar einfach, so gänzlich uneingenommen von den „praktischen“ Fragen des Lebens?

Viele Menschen giebt es, die sich im reiferen Alter solcher Bekenntnisse ihrer Jugend schämen. Nichts kann ihnen eine tödlichere Verlegenheit bereiten als das plötzliche Auftauchen eines solchen vergilbten Zettelchens aus lang verklungenen Tagen. Der hübnungewandte Sardou hat in seinen „Pattes de mouche“ (an deutschen Theatern gegeben unter dem Titel „Der letzte Brief“) eine ganze Kette solcher Verlegenheiten in amüsante Szenenfolge zu bringen gewußt.

Freilich können die Empfindungen, die solche vergilbte Liebeskorrespondenz bei dritten Unbeteiligten hervorzurufen pflegt, mitunter sehr peinlicher Natur sein. Zu einem Mau-passantischen Roman gerät eine junge Frau beim Tode ihrer Mutter, als sie die Leichenwache hält und den Nachlaß im Sekretär ordnet, auf ein Paket Liebesbriefe der Verstorbenen, an einen Mann gerichtet, der nicht ihr Gatte geworden ist. Zudem der französische Schriftsteller die Gefühle der jungen Frau bei dieser nächtlichen Lektüre sezziert, läßt er zugleich flüchtig durchblicken, wie thöricht es ist, derartige Papiere nicht rechtzeitig zu vernichten.

Datsächlich kann kaum mit irgend welchen andern Schrift-

stücken solch haarsträubender Mißbrauch getrieben werden. Die Prinzessin Eboli bei Schiller scheint das sehr gut zu wissen, denn sobald sie sich einigermaßen von der niederschmetternden Entdeckung erholt hat, daß Carlos sie nicht liebt, ist ihr erstes Wort: „Meinen Brief geben Sie mir wieder!“

Die feine englische Psychologin George Egerton läßt die Gelbin einer ihrer novellistischen Skizzen („Grundtöne“) bei der Lösung eines kaum begonnenen Herzensbundes die Randlosse machen: „Er wollte meine Briefe verbrennen, es sei sicherer und klüger. Während ich zustimmend bemerkte, Quittungen seien in der That das Einzige, was man aufheben sollte, dachte ich doch an meine Briefe und beweinte sie innerlich.“

Zurückertattung ihrer Briefe. Man hat diesen Schritt wesentlich als kleinliche Berechnung aufgefaßt. Könnte es nicht auch Scham, Seelenkuschheit gewesen sein?

Liebesbriefe können im allgemeinen so wenig ein Publikum brauchen wie jener heiße, den Blumen des Gartens zugestülpte Monolog der Shakespeareschen Julia. Deshalb gilt auch nichts für erbärmlicher als Indiskretion mit Liebesbriefen. Die Quelle solcher Taktlosigkeit ist beim Manne meist dumme, einfältige Prahlerei, bei der Frau überfließendes, schwachhaftes Mitteilungsbedürfnis. Jener, der zum Kameraden von dem, was „sie“ ihm schreibt, plaudert, gleicht jenem elenden Gatten, dem Paul Heyse in der Novelle „Veratens Glück“

schon einen fast typischen Anspruchs gegeben hat. Und das Mädchen, das der guten Freundin um jeden Preis beichten muß, ist um kein Haar vornehmer. Beide haben sich um den eigentlichen Zauber der Liebeskorrespondenz gebracht. Sie haben Dritte an einen Tisch zu Gast gebeten, der nur für zwei gedeckt war.

Wohl in keiner Art von Brief giebt sich so der Charakter des Menschen kund wie in einem wirklichen, aufrichtigen Liebesbrief; ein Auszug von Weltanschauung steckt beinahe darin. Alle Treue und Untreue, deren das Menschenherz fähig ist, die höchste Selbstlosigkeit und der kraßeste Egoismus können in ihm zu Tage treten.

Objektiv betrachtet fordern in solcher Korrespondenz das stärkste Interesse das erste und das letzte Glied der Reihe heraus. Der erste Brief, in dem noch alles Ahnung, schüchterne Anfrage, unbeholfenes Sammeln ist, und so dann der letzte, der die Serie schließt. Geht die Hoffnung in Erfüllung über, so markiert er allerdings nur einen Abschnitt, nicht ein Ende. Der Ton der Briefe, welche Eheleute bei zeitweiliger Trennung miteinander wechseln, ist ein anderer als in der Ver Stimmung der Brautzeit, aber er braucht doch nicht aufzuheben und zu negieren, was in jener gelobt wurde. Ganz anders steht es um den wirklich letzten Brief, der beschließt und zugleich auslöscht und unter das Gewesene einen Strich setzen möchte. Melancholie, heftiger Schmerz, edle Resignation, vorwurfsvolle, bittere Stimmung, ja schneidender Hohn — kurz, hundertfach können die Gefühle sein, die da nach Worten ringen. Wem es Ernst ist ums Abschiednehmen, der wird es in der Regel in möglichster Kürze thun. Seine hat nicht so unrecht, wenn er singt:

„Zwölf Seiten, eng und zierlich —  
Ein kleines Manuskript!  
Man schreibt nicht so ausführlich,  
Wenn man den Abschied giebt.“

Aber schließlich trifft's doch nicht immer zu. Auch hier entscheidet am Ende die besondere Veranlagung der Persönlichkeit mehr als der Fall selbst. Da, wo das Bedürfnis stark entwickelt ist, die gemeinsam zurückgelegte Wegstrecke nochmals zu überschauen, bevor jeder seine Straße für sich zieht, wird der letzte Brief gleichsam ein Resümee und Facit des ganzen Verhältnisses bringen. Für den Psychologen kann dann wohl ein solches Schriftstück den Charakter eines „mensch-

lichen Dokuments“ haben, genau so wie der „einseitige Liebesbrief“.

Um diesen ist es eigentlich etwas Todtrauriges; er lebt von den Brojamen, die ihm der andre, der die Gefühle nicht in dem gleichen Maße erwidern kann oder überhaupt nicht erwidert, gelegentlich aus Mitleid zuwirft. Er fällt meist ebenso lang aus und stellt sich so regelmäßig ein, wie die Antwort flüchtig und unregelmäßig erfolgt. Er ist eine fortlaufende Kette von Selbstdemütigungen und zugleich ein sieghafter, schlagender Beweis von ungeheurer Liebeskraft. Von Rechts wegen aber sollte sich nur der Mann dienen „einseitigen“ Liebesbrief gestatten. Apollo, der die Daphne jagt, bleibt schließlich, trotz vergeblichen Verlangens, immer Apollo! Das Verhältnis von Verben und Umworbensein soll sich auch in der Liebeskorrespondenz nicht verziehen: die Frau als aggressiver Teil wirkt niemals ganz ästhetisch.

In den Liebesbriefen steckt ein Stück Jugendgeschichte der Menschheit. Sobald sie nicht mehr geschrieben würden, wäre die Welt alt geworden. Dann käme die große Nacht und die große Kälte!



Treppenstraße in Neapel (Vicolo del Pallonetto a Santa Lucia).

G. Brogi in Neapel-Florenz phot.

Solche Briefe! Ich glaube, so schreibt man nur einmal im Leben!

Warum wohl im allgemeinen die Liebesbriefe berühmter Leute so gern gelesen werden? Nun, der Liebesbrief setzt immer so etwas wie ein gesteigertes Empfindungsleben voraus, das die Alltagsstimmung überschreitet. Künstler und Dichter namentlich werden dem Ausdruck ihrer Gefühle auch noch einen ästhetischen Glanz zu geben wissen. Da sie intensiver fühlen und sich an den Moment mit ganzer Seelenkraft hinzugeben vermögen, wird ein gut Teil ihrer höheren seelischen Kräfte in ihre Liebesbriefe übergehen.

Goethe konnte schreiben, wie er zu reben wußte. Seine ganze Persönlichkeit lebt in seinen Briefen; deshalb wirken sie noch heute intim. Eine solche Individualität muß natürlich auch in der Partnerin alles das hervorlocken können, was sie an zartem und tiefem Gefühlleben besitzt. Eine Frau von Stein hatte keine Lust, solches der Öffentlichkeit preiszugeben, und deshalb drang sie, als ihr Freundschaftsverhältnis mit dem einst so vergötterten Freund zum Bruch kam, auf die

### Modische Neuheiten.

(Hierzu Fig. 1-5.)

Die Abbildungen auf Seite 489 und 490 veranschaulichen einige neue, sehr geschmackvolle Winterhüte, sowie eine äußerst chic wirkende Promenadetoilette und eine hübsche, fleidhame Hausbluse.

Ein einfaches Hütchen aus weichem, havannabraunem Filz zeigt Fig. 1. Die an den Seiten leicht nach unten gebogene Krempe begrenzt einen flachen Kopf, den vorn eine hochstehende, tollige Frisur aus Filz umgiebt. Ueber den Ansatz der Frisur legt sich ein gefalteter Schrägstreifen von braunem Sammet, der hinten etwas seitwärts in stehende, längere und kürzere Schlingen geordnet ist.

Eleganter wirkt der Hut aus schwarzem Filz in Fig. 2 mit seitwärts aufgeschlagener Krempe. Die Garnitur bildet eine volle Windung von Spiegelsammet in schöner rotlila Farbe, der vorn an der linken Seite, rosettenartig gefaltet, durch eine blühende Straußschnalle zusammengehalten wird. Dahinter erheben sich drei schöne, schwarze Straußfedern, und eine gleiche Feder legt sich, vorn mit einer Sammetrosette befestigt, hinten unterhalb der aufgeschlagenen Krempe gegen das Haar.

Aus perlgrauem Seidenfilz besteht das feine, hübsche Hütchen in Fig. 3, dessen ziemlich hoher Kopfrand faltig mit malvenfarbener Seide überdeckt ist. Einen wirkungsvollen Gegensatz bildet der in Puffen geordnete, schwarze Sammet, der vorn mit einer Straßrosette verziert, ebenfalls den Hutkopf umgiebt. Hinten etwas seitwärts schmückt den Hut eine große Schleife von gleichem Sammet, in der ein paar herrliche, rotlila und blaßgelb getönte Iris befestigt sind.

Die sehr geschmackvolle Toilette in Fig. 4 besteht aus myrtengrünem Kaßmir und dunklerem Sammet und ist mit einer reichen Verzierung von gestickten Vorten versehen. Die Vorte umgiebt den aus Kaßmir gearbeiteten Rock hinten herum etwa 8 Cent. vom untern Rande entfernt, steigt dann an beiden Seiten bis zum obern Rande empor und imitiert auf der Vorderbahn eine schmale, spitze Schürzentunika. Die glatte, hinten geschlossene Schneppentaille aus Sammet mit angeschnittenen, edigen Epauletten ist vorn und hinten mit kurzen, gerundeten Jäckchenteilen ausgestattet, die, mit Vorten umrandet, vorn unter einer Vandrosette zusammentreffen. Ein Tellerragen aus Sammet, den innen eine Spitzenfrisur schmückt, begrenzt die Taille, die durch oben puffy arrangierte, unten mit Vorten und Spitzenfrisuren abschließende Ärmel vervollständigt wird. — Die Garnitur des fleidhamen Hütchens aus grünem Seidenfilz bilden abgeschattete, gleichfarbige Straußfedern und rosettenartige Schleifen aus hellem Band.

Die vorn geschlossene Bluse aus grauem Velvet in Fig. 5 ist mit einer gerundeten, in Quersalten gezogenen Passe gearbeitet. An diese schließen sich vorn und hinten in Vollsalten geordnete Blusenteile an, die sich vorn über dem Gürtel von hellgelbem Leder etwas bauschen und mit einem kleinen, faltigen Schößchen begrenzt sind. Ueber die Reihfalten der Passe legen sich zugespitzte, mit Stahlknöpfchen befestigte Spangen, von denen zwei an jeder Seite über die Achseln nach hinten geführt sind. Den glatten Stehfragen, den ein Umlegefragen aus weißem Leinen deckt, schmückt vorn eine Schleife von hellblauer Seide. Weißleinen Manschetten sind unten in die Ärmel eingefügt, die sich oben mächtig erweitern.

Bezugsquellen: Berlin, Herrmann Gerson: Fig. 1-3; Paris, Maison Brun-Cailleux, 48 rue de la Victoire: Fig. 5; Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 4.

### Die Taufe.

Stimmungsbild von Meta Schoepp.

Nachdruck verboten.

Sie hatte das Kind auf dem Schoß. Es schlummerte mit ein wenig geöffnetem Mündchen, und sein Atem war laut und regelmäßig. Zu Fäustchen geballt lagen die blaffen, zarten Händchen auf dem Steckfissen, von düstigen Spitzen umhüllt, und unter dem Spitzenhäubchen mit den weißseidenen Schleifen schimmerte das Haar goldig und seidenweich. Es war ein hübsches Kind, und man hätte glauben können, daß es die sechs Wochen seines Lebens dazu benutzt hatte, um heute ganz besonders reizend auszu sehen.

Wenige Schritte davon stand die junge Mutter. Ihre Augen glänzten feucht vor unaussprechlichem Entzücken. Sie sah noch blaß und angegriffen aus; aber das machte sie nur um so lieblicher. Auch sie trug Spitzen, kostbare, gelbe Spitzen auf goldglänzender Seide, und in ihrem dunklen Haar blühte der Stern, den ihr Mann ihr heute geschenkt. Eine Lichtgestalt war sie, heilig schön in ihrem Mutterglück und ihrem Mutterstolz.

Die Frau auf dem breiten, geschnitzten Stuhl mit der Purpurammetdecke — fast sah es aus wie ein Thron — sah schweigend auf die junge Mutter und dann auf das schlummernde Kind, das sie auf ihrem Schoß hielt. Von der schwarzen Seide ihres Kleides hob es sich ab wie eine weiße, duftige Blüte. Und sie sah es wohl auch nur so; denn vor ihre Augen hatte sich ein Schleier gebreitet, sodas sie nichts mehr unterscheiden konnte.

Sie war die Stiefmutter der jungen Frau Angela und durch das Kindlein vor ihr nun Großmutter geworden. Eine jugendliche Großmutter, die kaum die dreißig überschritten, mit einer jononischen Gestalt und einem stolzen, blonden Haupt. Ueber ihr wölbte sich ein Dach von Palmen, und blühender Klieder und Rosen bildeten einen herrlichen Hintergrund. Der große Saal, in dem die Taufe stattfinden sollte, war in einen Garten verwandelt. Seine kostbarsten Schätze hatte das Treibhaus geben müssen für diese Stunden, zu Ehren des kleinen, schlummernden Wesens, das doch nichts davon verstand.

Der jungen Mutter waren die Augen übergegangen. Sie konnte nicht zurückhalten, was sie schon tausendmal gesagt und immerfort denken mußte: „Ach, Mama, ist das Kindchen nicht wunderschön?“



Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Die Stiefmutter nickte mit dem Kopf. „Und so süß und unschuldig — und mein Kind! Ich denke oft, ich träume bloß, daß ich ein Kind habe! Ich habe nie gedacht, daß man so glücklich sein kann — so über alle Begriffe glücklich!“ Sie kniete nieder und küßte mit ganzer Inbrunn das kleine Fäustchen, wenn es ihre Lippen auch nur wie ein Hauch berührten. „Weißt du, Mama, man könnte alle die Frauen bemitleiden, die solch ein Glück nicht kennen. Ich möchte es um alles in der Welt nicht wieder hergeben — lieber sterben! Wie ein Engel sieht es aus! Sieh doch nur, Mama, lächelt es denn nicht eben?“ Sie sprach immerfort und lachte und weinte wie in einer Verzückung. Und dabei achtete sie garnicht darauf, daß ihre Mutter so still und reglos blieb. Sah nicht den Schleier vor ihren Augen, sah nicht die müde, etwas gebeugte Haltung, das bleiche, fast starre Antlitz. Ihr eigenes Glück nur bewegte sie, und in ihrem Egoismus verlangte sie, daß sich alles darum drehe. Was gab es denn für sie in diesem Hause Wichtigeres als das Kind? Die Gäste kamen, und alle umdrängten das auf dem Schoß der Großmutter schlafende Kind und beglückwünschten die Eltern. Wenn man ihren Worten hätte glauben wollen, so war das



Fig. 4.

kleine, unwissende Mädchen das vollkommenste und schönste, das die Welt je gesehen.

Die junge Mutter glühte vor Stolz und Entzücken, und der Vater zeigte sich sehr würdevoll, in einer Art selbstbewußter Bescheidenheit, die ihm sehr gut stand. Auch der Großvater nahm lächelnd die Gratulationen entgegen und verbarg seine Rührung mit weltmännischer Gewandtheit. Er stützte sich leicht auf den Sessel seiner Frau und hatte für jeden ein liebenswürdiges Wort, eine mehr oder weniger geistreiche Bemerkung. Aber er sah auch, wie viele Blicke seine stille, ernste Frau trafen, und er wußte, was die Blicke sagten. Es war ihm nicht recht. Er wünschte, die Ceremonie wäre vorüber.

Sie war sehr feierlich. Das Kleine schrie nicht einmal, und der Konsistorialrat hielt eine treffliche Rede, auf die er sich sehr gut vorbereitet hatte. Das Kind hatte den Namen Adele erhalten; so hieß des Großvaters erste Frau. Alle fanden das in der Ordnung, und viele bedauerten noch heute ihren allzu frühen Tod. Wie glücklich hätte sie dieser Tag machen müssen!

Alle Frauen weinten; die junge Frau Angela schluchzte ganz laut und hatte den Kopf an die Schulter ihres Vaters gelehnt. Vielleicht hätte sie in diesem Augenblick auch ihrer Stiefmutter die Hand gedrückt, um ihr für manches zu danken, was sie, die Fremde, für sie gethan. Aber zufällig

sah sie getrennt von jener. Die Amme hatte der Stiefmutter während der Predigt das Kind abgenommen, um keine Störung zu veranlassen, hatte diese ihren Platz hinter einer Baumgruppe gewählt. Vielleicht auch nur, um den Augen der Gäste verborgen zu bleiben.

Sie weinte nicht. Warum hätte sie auch weinen sollen? Sie sah ganz ruhig aus, und ihre Augen blickten geradeaus. Sie war sehr blaß; sie hatte sich zu dem heutigen Feste wohl zu sehr angestrengt.

Der Konsistorialrat sprach ergreifende Worte. Die Stiefmutter saß ihm gerade gegenüber und versuchte in seinem rosigem, runden Gesicht zu lesen. Sie lächelte, als sie seine Prophezeiungen hörte. Wie vielen wohl hatte er das selber schon gesagt! Bei wie vielen war es eingetroffen? Es waren Worte, nichts als Worte. Sie mochten gut gemeint sein. Was konnte es ihn auch kümmern?

Ja, wenn es ihr Kind wäre! Langsam überzog ihr Gesicht feine Rötze, und ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund. Ihr Kind! Seitdem das Kleine geboren, mußte sie daran denken. Sie hatte geglaubt, sich damit abgefunden zu haben. Wie viel tausend gab es, die keine Kinder hatten und sicherlich doch glücklich waren. Und doch war es etwas andres bei ihnen. Etwas ganz andres. Sie meinte, daß keine andre Frau es so empfinden könnte wie sie. Die hatten dann noch Eltern oder Geschwister; die hatten vor allem ihren Mann, der ihnen allein gehörte, der Schmerz und Leid tragen half, der es verstand, wenn sie weinten, und ihre Tränen trocknete. Aber sie war ganz allein. Sie gehörte nicht zur Familie, sie war eine Fremde geblieben unter den Menschen, die ihr die nächsten sein sollten. Ihr Mann sprach gern von seiner ersten Frau, und ihr Bild hing in Lebensgröße über seinem Schreibtisch. Von ihr, die er doch auch liebte, gab es keines. Ihre Stieftochter Angela schwärmte von der verstorbenen Mutter, und die alten Bekannten behandelten die zweite Frau mit steifer Höflichkeit. Als wenn es nicht ihr Recht gewesen, hier zu sein.

Ein qualvoller Seufzer kam über ihre Lippen. Ein heißes, leidenschaftliches Herz hatte sie ihrem Manne entgegengebracht, ein starkes Herz, geschaffen, das höchste Glück zu empfinden und zu geben. Nun aber war es da drinnen ganz still geworden. Harte Kämpfe hatten Stolz und Gefühl miteinander gekämpft, bis es so weit gekommen. Aber endlich hatte der Stolz gesiegt, und das arme, liebevollende Herz war gebrochen.

Wenn sie ein Kind gehabt hätte! Ein Wesen, das ihr gehörte, dem sie ihr eigenes Ich verleihen konnte, das durch die heiligsten Bande an sie geknüpft war — sie wäre glücklich, ach, überglücklich gewesen! Dann wäre doch ihr Leben nicht mehr zwecklos, dann wäre es überreich gesegnet. Aber ihre Hoffnung hatte sich nicht erfüllt, und sie wußte, daß es ihrem Manne und auch Angela so recht war. Die Gesellschaft hätte wohl nur darüber gelächelt. Als Großmutter gab es gewiß genug Ablenkung für sie.

Ihr Mund zuckte kaum merklich. Ihr Blick umflorte sich. Aber sie weinte nicht. Seit langer Zeit kannte sie keine Thräne mehr. Das lag ja weit, weit hinter ihr...

Die Predigt war zu Ende, die Paten umarmten die junge Mutter, der Konsistorialrat nahm lächelnd den Dank für die herrliche Rede entgegen, und der Großvater hatte trotz aller Beherrschung feuchte Wimpern. Sein erstes Enkelkind! Während der ganzen Predigt hatte er an Angelas Taufe denken müssen. Wie glücklich war seine erste Frau damals gewesen und wie stolz! Wenn sie das noch erlebt hätte! ... Er ließ seiner Tochter Hand nicht los. Heute gehörten sie zusammen.

„Wo ist denn Mama?“ fragte Angela endlich. „Wie komisch es aussieht, daß sie sich so zurückhält.“

Ja, es war sicherlich ein faux pas. Er sah sich nach ihr um. Sie stand im Gespräch mit dem Amtsrichter, und sehr viele Augen ruhten auf ihr. Und wieder wußte er, was diese Blicke sagten, und er kniff die Lippen ein und drückte das Monocle fester ins Auge. Er trat zu den Sprechenden und sagte dem Amtsrichter ein paar verbindliche Worte. Dann reichte er seiner Frau den Arm. Es fiel ihm auf, wie blaß sie war.

„Fehlt dir etwas?“ fragte er mißtrauisch.

„Nein.“ Ihre Nasenflügel bewegten sich leise, und sie sah an ihm vorbei ins Leere. Eine bittere Bemerkung lag auf ihren Lippen, aber sie unterdrückte sie. Wozu denn auch? Wozu?

Er führte sie zum Speiseaal, und die Gäste folgten ihnen; es war eine lange, lange Reihe; und alle sahen auf das stattliche, vornehme Paar. Wie prächtig sie beide zusammen paßten! Man dachte garnicht an den Altersunterschied. Wirklich, sie schienen füreinander geschaffen.

Bei Tisch saß Angela neben der Stiefmutter. Sie sprach viel und strahlte vor Glück; es war eine Freude, die junge Mutter anzusehen. Sie drückte oft unter dem Tisch ihrem Manne die Hand, und als eine humoristische Rede gehalten wurde, lachte sie laut.

Auch die Stiefmutter lachte. Es war auch gar zu drollig. Aber sie lachte ebenso, als man auf das Glück des Hauses auftrieb, und dazu war gewiß keine Ursache vorhanden. Die es gehört hatten, runzelten die Stirn, und Angela warf beleidigt den Kopf zurück.

„Fehlt dir etwas?“ fragte ihr Mann noch einmal. Darüber mußte sie wieder lachen. Und dabei funkelten ihre Augen. Ganz bestürzt sah er sie an. Was war denn das mit seiner ruhigen, stolzen Frau? Was hatte sie nur? Er verstand sie nicht. Und es beschlich ihn eine unangenehme Beklemmung, daß sie ihm an offener Tafel eine Scene machen könnte. War sie beleidigt? Aber worüber? Er war sich keiner Schuld bewußt. Und er hatte auch keine. Er atmete auf, als die Tafel aufgehoben wurde und sie sich mit einer kurzen Entschuldigung zurückzog. Wenn nur die Gäste nichts gemerkt hätten!

Sie hatte sich in ihrem Schlafzimmer auf ein Ruhebett geworfen und starrte zur Decke auf. Wenn sie doch schlafen könnte! Sie war so erschöpft. Und dennoch war ihr Blut wild erregt, durch ihr Hirn wirbelten tolle Gedanken — warum hatte sie nur lachen müssen? Sie hatte sich auf die Lippen gebissen, aber sie konnte es nicht zurückdrängen. Das Glück des Hauses — das ging doch auch sie an.

Sie erhob sich und schlich hinüber ins Kinderzimmer. Die Amme sang ein einförmiges Lied und wiegte das Kind auf den Knien. Sie setzte sich auf einen Schemel und sah es an. Es stieß einen merkwürdigen Ton aus und machte eine ungeschickte Bewegung mit den Nerven. Und sie sah andächtig zu, bis ihr die Thränen aus den Augen stürzten.

**Moderne Kücheneinrichtungen.**

Von Fred Hood.

Nachdruck verboten.

In unsrer Zeit, da der maschinelle Betrieb auf jedem Gebiete immer mehr an Umfang zunimmt, muß auch der Koch sich vielfach dazu verstehen, seine Kunst mehr handwerksmäßig zu betreiben. Es ist ja nicht schwer, einen kleinen Kochherd zu bedienen — mancher soll es freilich nie erlernen — doch schon in jedem größeren Haushalt verlangt die Behandlung des gesamten Kochapparates nicht geringe Sorgfalt. In weit höherem Maße aber ist dies in Palästen, großen Hotels und Restaurationen, Kafernen, Erziehungsanstalten, Krankenhäusern u. s. w. der Fall, kurzum da, wo gleichzeitig viele mannigfaltige Speisen oder solche in großen Mengen bereitet werden müssen.

Zunächst sind es die umfangreichen Kochmaschinen verschiedener Konstruktion, die unser Interesse in Anspruch nehmen.

Die Kochmaschinen in Restaurationen unterscheiden sich von denen in Privathäusern im allgemeinen dadurch, daß sie eine sogenannte „Teilfeuerung“ haben, deren Wesen in der Teilung der Flamme besteht, sodaß die heißen Rauchgase nach zwei Seiten hin die Maschine umstreichen und so die ganze Kochplatte, die zwei Brat- und zwei Backöfen, das Wärmespind und die Wasserblase heizen. Derartige Maschinen werden häufig auch in Schlössern und herrschaftlichen Häusern benutzt. Sie werden mit Abwehrklappen versehen, die es ermöglichen, unter sparsamer Verwendung des Heizmaterials je nach Erfordernis auch nur einen Teil der Maschine zu benutzen. Der



Fig. 5. (Beschreibung Seite 489.)

Anfang und die besondern Einrichtungen solcher Herde sind ganz verschieden. In einem großen Berliner Hotel z. B. enthält die Herdanlage bei einer Länge von 7 Metern und einer Breite von 1,25 Metern unter anderm acht Brat- und acht Rostbratöfen. Die Maschine ist derartig mit Abwehrklappen versehen, daß man je nach Bedarf auch nur die Hälfte oder ein Viertel von ihr benutzen kann. In der einen Feuerung befindet sich ein Rohrsystem (Heißwasserschlange), das mit einem Reservoir in Verbindung steht und das erforderliche Wasser für die Spülküche liefert. Man kann auf dieser Maschine ein Diner für mehr als tausend Personen bereiten.

In Kafernen und Gefängnissen, wie überall, wo es nicht

darauf ankommt, viele mannigfache Speisen, sondern nur einige in großen Mengen zu kochen, finden sogenannte Kesselherde Anwendung, bei denen die Stelle der Kochgefäße große, eingemauerte Kessel vertreten. Da bei den ältern Konstruktionen mit offenen Kesseln der aufsteigende Dampf im Kochraum stets sehr lästig wurde und dem Küchenpersonal die Arbeit wesentlich erschwerte, hat man bei neueren Einrichtungen häufig Herde mit hermetisch geschlossenen Kesseln hergestellt, die nach Art der bekannten Papinischen Kochtöpfe konstruiert sind. Diese Kessel haben sich sehr gut bewährt, da bei geringem Verbrauch an Brennmaterial die Bereitung der Speisen unter gespanntem Dampf schneller und in durchaus rationeller Weise erfolgt. Man rechnet hierbei mit einer Ersparnis von Brennmaterial bis zu 50 Prozent. Da die Kupferkessel, die früher allgemein Anwendung fanden, Grünspan ansetzen, so giebt man jetzt den Kesseln aus gewalztem und verzinnem Schmiedeeisen den Vorzug.

Für die genannten Anstalten werden im allgemeinen Herde mit drei Kesseln, nämlich einem Fleisch-, Gemüse- und Wasserkessel gebraucht. Für die Berechnung der Kesselgrößen sind Normen festgestellt; beispielsweise benutzt man für ein Bataillon Soldaten einen Wasserkessel von 228 Liter, einen Gemüsekessel von 720 Liter und einen Fleischkessel von 336 Liter Inhalt. Zur Feststellung des Kochgrades sind die Deckel mit je einem Ventil versehen, das sich bei einer bestimmten Dampfspannung öffnet. Der Gemüsekessel erhält einen aus verzinnem und durchlochtem Eisenblech angefertigten Einfaß, der ringsum von Wasser umgeben ist und dazu dient, das Ansetzen und Anbrennen des Kesselinhalts zu verhüten. Häufig kommen auch sogenannte Dampfkochherde zur Anwendung. Ihr Vorteil besteht im wesentlichen darin, daß die Feuerstelle sich nicht in der Küche befindet und die Kochgeschirre einer besonders gründlichen Reinigung nicht bedürfen, vielmehr vor Wiederbenutzung nur ausgespült zu werden brauchen. Ein Anbrennen und Ansetzen der Speisen ist ganz ausgeschlossen. Die Dampfkochherde bestehen aus einem innern, verzinnem Kupferkessel und einem äußern, gußeisernen Mantel. Der in einem besondern Kessel bereitete heiße Dampf wird durch eine mit einem Ventil versehene Rohrleitung in den Zwischenraum, zwischen Eisenmantel und Kochkessel geleitet. Ein zweites, mit dem Eisenmantel verbundenes Rohr dient zur Ableitung des Kondensationswassers.

Es giebt eine große Reihe patentierter Dampfkochapparate, die noch mit besondern, den verschiedensten Zwecken dienenden Vorrichtungen versehen sind. Im wesentlichen stimmen sie jedoch mit der hier beschriebenen Anlage überein. Es kommen übrigens auch Kochapparate zur Ausführung, bei denen der Dampf den Kochkessel nicht umstreicht, sondern in diesen durch eine durchlöchernde Platte oder einen Rost eintritt, sodaß das Kochen direkt durch Dampf anstelle des Wassers bewirkt wird. Auf diese Weise werden insbesondere Kartoffeln in großen Mengen gekocht, weshalb diese Apparate auch als Kartoffelkocher oder Kartoffeldämpfer bezeichnet werden.

Verschiedene moderne große Kochapparate dienen lediglich

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Inserenzpreis beträgt  
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W.  
pro Comparsille-Beile.

**Anzeigen.**

Alleinige Annoncen-Annahme  
Rudolf Mosse, Berlin S.W.  
und dessen Filialen.

**Schering's Malzertrakt**  
Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Stärkung für Kranke und Reconvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Unterstützung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc.  
Malz-Extrakt mit Eisen  
Malz-Extrakt mit Kalk  
Schering's Grüne Apotheke, Berlin A.,  
Haberlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Schutz-Mark.  
**SENKING**  
HERD  
GOLDES WERT!  
Unübertroffen für Kohlen- u. Gasheizung. Vortheilhaft f. Haushaltung, Hôtels, Restaurants etc. Kataloge franco. Hildesheimer Sparherd-Fabrik  
**A. Senking, Hildesheim,**  
Hofl. Sr. Maj. des Kaisers.

**Grieder's Seidenstoffe**  
mit Garantieschein sind die Besten, im Tragen unverwundlich, weil solideste Färbung. Neueste Neuheiten nur direct erhältlich zu wirklichen Fabrikpreisen porto- und zollfrei ins Haus. Tausende von Anerkennungschriften. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?  
Seidenstoff-Fabrik-Union  
**Adolf Grieder & Co., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).**

**Gesichtshaare** und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 A. J. Alt, Buchhdlg., Frankfurt a. M.  
**Kanariensänger** empfiehlt mit tiefen Touren und Nachtgallenschlag. Garantie für Güte und lebende Ankunft. Preisliste frei. Ad. Janson, Bad Lauterberg, Harz.  
**Damen,** welche gegen hohen Rabatt den Verkauf von in Packeten abgewogenem Thee der Firma E. Brandsma, Amsterdam zu übernehmen geneigt sind, werden gebeten, sich an die Filiale für Deutschland: E. Brandsma, Köln a. Rh., wenden zu wollen.

**Fort mit den Hosenträgern!!**  
Zur Ansicht erhält jeder franco gegen Franco-Nachsendung 1 Gefundheits-Spiralhosenträger; bequem, stets passend, gesunde Haltung, keine Athemnot, kein Druck, kein Schweiß, kein Knopf. Preis 1,25 M. (3 St. 3 M. p. Nachn.). Schwarz & Co., Berlin 322, Annenstr. 23. Betr. gef.

**MIGRÄNIN**  
gegen **Kopfschmerzen** jeder Art.  
In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosierung: Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch **Farbwerke, Höchst a. M., Deutschland.**

Das **Reinnickel-Kochgeschirr** mit der **Pfeil-Marke**.  
Bestes und renommiertestes Fabrikat, versehen mit obiger Fabrikmarke und dem Stempel „REINNICKEL“  
massiv hergestellt aus **garantirt reinstem 99%igem Nickel**  
Das Werk fabricirt neben den Kochgeschirren ein completes Sortiment aller möglichen Tafelgeräthe in **REINNICKEL**.  
Für aus irgend einem Grunde unbrauchbar gewordene, mit obiger Fabrikmarke und dem Stempel **REINNICKEL** versehene Geschirre werden im Umtausch gegen neue M. 5.— per kg. gezahlt  
Die von dem Werk ebenfalls seit vielen Jahren hergestellten, bestbewährten, durch Schweissverfahren nickelplattirten Geschirre tragen alle den **Procentstempel der Plattirung** und sind leicht von dem massiven Geschirr, das den Stempel **REINNICKEL** trägt, zu unterscheiden.  
Zu haben in jedem Geschäft der Haushaltsbranche.

**LOHSE'S Edelveilchen**  
Der köstlichste Veilchenduft dem frischgepflückten Veilchen gleich.  
Parfüm — Puder — Brillantine — Toilettewasser — Seife — Riechkissen  
**GUSTAV LOHSE** Königlich Hoflieferant  
BERLIN W., Jäger-Strasse 45/46.  
Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

**Westfälisches Nickelwalzwerk**  
Fleitmann, Witte & Co., Schwerte (Westfalen).  
Älteste und renommierteste Fabrik für Reinnickel-Küchen- und Tafelgeschirre.  
Niederlagen in:  
Paris 64 rue de Turanne  
Wien V. 27 Ziegelofengasse  
Brüssel 137 rue Verte  
London EC. 4 St. Mary Axe  
Amsterdam 35/37 Kalverstraat  
New York 101 u. 103 Duane Street

zur Herstellung ganz bestimmter Speisen und kommen daher nur in besondern Fällen zur Anwendung. So giebt es besondere Bratöfen, die ausschließlich für große Restaurationen geliefert werden, weil für sie die mit dem Kochherd verbundenen Bratvorrichtungen nicht genügen.

In größeren, komfortablen Restaurationsküchen fehlen auch besondere Rostbrat- und Spießbratapparate nicht. Der neueste Rostbratapparat besteht im wesentlichen aus einem Blechkasten zur Holzkohlenfeuerung, einem darüber befindlichen beweglichen Rost, der die Fleischstücke aufnimmt, und einer Verschlussklappe über diesem.

Zur Bereitung bedeutender Mengen Kaffees dienen große Kaffeeherde, die speziell in Wiener Cafés viel benutzt werden. Ferner giebt es noch Apparate zum Erwärmen von Wasser, Geschir u. s. w., sowie zum Warmhalten von Speisen.

Mit der Kochküche in engem Zusammenhange steht die Spülküche, in der die Reinigung des Koch- und Eßgeschirrs erfolgt. Die Spültische werden als Tröge mit hoher Rückwand, an der die Zapfhähne angeordnet sind, hergestellt und mit Abflusventilen versehen.

Abgesehen von den Vorratsräumen, steht mit den Küchen bei umfangreichen Anlagen noch ein Raum in Verbindung, der mit mehreren Anrichtentischen versehen wird, auf denen lediglich die Behandlung der Speisen vor dem Kochen erfolgt.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

- Totenschau. In Berlin starb am 17. September im Alter von 67 Jahren die verdienstvolle Leiterin des Lettchhauses Frau Anna Schepeler-Lette, älteste Tochter des Präsidenten Lette, des Mitbegründers und langjährigen Vorsitzenden des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, aus dem heraus im Jahre 1865 der „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes“, der heutige Letteverein, begründet wurde.



Anna Schepeler-Lette †.

- In Wien findet in der Zeit vom 5. bis 9. Januar 1898 eine internationale Kochkunstausstellung unter den Protektoren der Kaiserin Elisabeth statt. An der Spitze des aus den ersten Wiener Hoteliers zusammengesetzten Geschäftsausschusses steht der Oberkuchmeister Graf von Bellegart.

Silberrätsel.

be bi dir ger ka ne pa ser.

Zu suchen sind vier bekannte dreißigbüge Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Hat man die richtigen Wörter gefunden, so kann man sie so ordnen, daß ihre Mittelstaben eine der Frauengestalten in einem Schauspiel von Goethe nennen.

Kettenrätsel.

Je 15 zweifelhafte Hauptwörter sind zu erraten, von denen die erste Silbe stets mit der letzten des vorigen Wortes übereinstimmt.

- a b ist als Sängler wohlbekannt;
bc eine Stadt in deutschem Land;
cd schrieb schon manchen schönen Band;
de heißt ein Ort im Bayernland;
ef Meister ist im Reich der Töne;
fg viele Töchter hat und Söhne;
gh in Westfalen nur zu finden;
hi will der Dinge Gattung künden;
ik Bilder schuf für manchen Dom;
kl ist in Afrika ein großer Strom;
lm Liebling in Berlin der Damen;
mn förderlich für jeden Samen;
no frönt dem Meer in Rußland zu;
op hat auf Erden selten Ruh',
op auch am Sternenhimmel kreist;
pa ist des Denkers Schöpfergeist.

S o m o n y m.

Sie fahren auf des Meeres Wellen Und tanzen lustig auf den Bällen.

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 7 columns and 4 rows of chess pieces and squares for a knight's tour puzzle.

Auflösung des Scherzrebels S. 463. Ein Ueberfall.

Auflösung der dreißigbügen Scharade Seite 463. Hermelin (Herr Méline)

Auflösung des Schieberätsels Seite 463.

„Wie gewonnen, so zerronnen.“ W a s s e r L i v o r n o E r z h e r z o g M a g n e t G e o r g S c h w e r i n P o r t o M e i n i n g e n A n a n a s H e l e n e M a n t e s.

Auflösung des französischen Rätsels Seite 463. Elbeuf.

Advertisement for Liebig's Fleisch-Extract and Fleisch-Pepton, featuring a central illustration of a man on a horse and a cow.

Bedingungen zu der von der Liebig's Fleisch-Extract-Compagnie erlassenen Preiskonkurrenz werden an den Verkaufsstellen verabfolgt.

Advertisement for Moosdorf & Hochhäusler's Bäder zu Hause! featuring an illustration of a woman in a bathtub.

Advertisement for Musikinstrumente Jul. Heinr. Zimmermann, featuring an illustration of a man playing a violin.

Advertisement for F. Todt, Gold- und Silberwaaren-Fabrik Pforzheim, featuring various jewelry items like rings and brooches.

Advertisement for Mann & Stumpe's Mohair-Besenborde, featuring text about their quality and availability.

Advertisement for Röntgenstrahlen (X-rays) by Dr. Sinapius, featuring text about their medical uses.

Advertisement for Dr. Valentiner's MALARIN, featuring an illustration of a woman's face and text about its benefits for various ailments.

Large advertisement for Thee-Meßmer, featuring the brand name in a large, stylized font and details about the tea.

Advertisement for Dr. Derrnehl's Eisenpulver, featuring text about its medicinal properties and a small illustration.

Von 20 Mk. an  
postfrei.  
Preislisten, Muster  
kostenlos.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei



# F. V. GRÜNFELD, Landeshut i. Schl.

Nur gegen  
Baar-Einsendung  
oder  
Nachnahme.

Marke 850.

Marke HGI.

Gute Handarbeit; gesäumt!

Alle Buchstaben vorrätig!

Originalgrösse der Monogramme.

**Buchstaben-Taschentücher.**

Marke HGI. Weiss, halblein., mittelfein m. farb. Borden u. einem in Blütenstich farbig ausgeführten Buchstaben. Grösse 48 Cm. Dtzd. nur M 3.80.

Marke 600. Weiss, reinl., beste Güte mit einem weiss gestickten, roth umzogenen Buchstaben. Gr. 49 Cm. Für Damen u. Herren. Dtzd. nur M 8.50.

Marke 850. Weiss reinleinen, beste Güte, mit weiss gesticktem Monogramm. Grösse 49 Cm. Für Damen und Herren. Dtzd. nur M 10.-.

Hausmacher Jacquard-Tischtücher.

Nr. 1146, reinleinen, in Blumen- und Figuren-Mustern. Grösse 135x140 Cm. 2.50. Grösse 135x170 Cm., statt M 3.50 nur M 2.90.

**Weisse Rein-Leinen.**

Aus nur zuverlässigen Gespinnsten gefertigt; vorzüglich geeignet für jede Art Haus- und Leibwäsche!

Gruppe LE. Reinleinen, mittelfeinfädig, gewaschen (nadel-fertig). Breite 83 Cm. Stück von 20 Meter M 16.-. 40 Meter nur M 32.-, d. h. das Meter nur 80 Pf.

Gruppe PH. Reinleinen, weissegarnig, mittelfeinfäd. Bettlaken-Leinen, gute Waare. Breite 150 Cm. Preis für das Meter nur M 1.50. Stücklänge etwa 40 Meter.

Aussergewöhnlich günstiges Gelegenheits-Angebot!

**Damen-Taghemden.**

Nr. 2497a. Aus mittelfeinfädig. Stuhl-Creas, m. guten Handbogen.

Form: Bündchen. Stück M 2.25. Form: Achselschluss oder Sattel. Stück M 2.75.

1/2 Dtzd. M 13.25. 1/2 Dtzd. M 16.20.

Reizende Neuheit!  
Ersatz f. Handstickerel.

**Batist-Oberdecken**

weiss hochfeinfädig mit breitem Hohlraum-Rand und verbürgt waschechten buntfarb. bedruckten Blumen-Mustern in gross. Auswahl

Nr. 1916 und 1917. Gr. 80x80 Cm. Mk. 1.75. 3 Stück verschiedene M 5.-.

Preiswerthe Neuheit!  
Buntfarbige Bettdecke

Marke 701.

a) Weiss, b) crème-gründig mit buntfarb. Muster u. eingewebt. In-schrift: Gute Nacht.

Grösse 160x220 Cm. gesäumt, Stück nur Mk. 5.50.

**Bett-Inlets und Bezug-Stoffe, fertige Bett-wäsche** in jeder Preislage.

Nr. 1176. Jacquard-Krepp-Decken, a) rosa-weiss, b) blau-weiss, c) gold-weiss.

**Waschecht.**

Tischdecke. Mundtücher.

Gr. 130x130 Cm., das Stück M 9.40. Gr. 30x30 Cm., das Dutzend M 2.90.

Nächtisch-Oberdecke. Kommoden-Decke.

Gr. 72x72 Cm., das Stück M 0.95. Gr. 72x115 Cm., das Stück M 1.50.

Gedeck mit 6 Mundtüchern nur M 4.50.

Der ganze Satz: 1 Fischtuch, 6 Mundtücher, 1 Kommoden- und 1 Nächtisch-Decke, zusammen nur M 7.-.

Weissgarnige Jacquard-Handtücher. Marke 270, Rein Leinen, i. verschied. Must. Fertigt gesäumt u. gebändert. Gr. 48x130 Cm., Dutzend nur M 8.-.

Eigenes Verkaufshaus Berlin W., Leipzigerstrasse 25. — Verkauf zu gleichen Preisen.

Bitte die neu erschienene Preisliste (36. Jahrgang) zu verlangen.

## KALODONT

Anerkannt bestes Zahnputzmittel. Ueberall zu haben.

**GUSTAV CORDS**  
BERLIN W.  
Leipziger Strasse 36.

GRÖSSTES SPECIAL-GESCHÄFT DEUTSCHLANDS

**Moderne Damenkleiderstoffe**

Wollene seidene

und baumwoll-Stoffe

Proben-Versand nach Auswärts. Angabe der Art und des Zwecks der gewünscht. Stoffe erbeten.

Kataloge, Muster und alle Aufträge von 10 Mk. an franco.

Neu eröffnet! Neu eröffnet!

**Versandhaus Langenbielau**  
(Paul Matzner)  
Langenbielau i. Schl. 46.

Director Versand aller Weberei-Erzeugnisse aus dem Rayon des Eulengebirges.

Die Firma versendet von heute ab jedes Quantum und an Jedermann alle Webwaren als: baumwollene Kleiderstoffe, Bett-Beyugstoffe, Zulett, reine Leinen, Halb-Leinen, Drill, Damaste, Tischgedecke, Taschentücher, Handtücher, baumwollene Flanelle, Gardende, Buntdruck-Besel, Futterstoffe u. s. w.

Nur neue Genres! Ueberraschend billige Preise! Muster gratis u. franco!

In Coiffeur-, Friseur- und Parfümerie-Geschäften käuflich.

Gesetzl. gesch. K.P.A. Nr. 9218.

Ein vorzügliches Haarwasser ist.

**Dralle's antiseptisches Birken-Wasser**

pflegt das Haar u. erhält den schönsten Schmuck des Menschen. Es dringt in die Poren, tödtet alle Bacterien, verhindert Schuppenbildung und dadurch das Ausfallen der Haare. Auch für Kinder vorzüglich.

Fabrikant: **GEORG DRALLE** HAMBURG.

1/2 Flasche Mk. 1.75  
1/1 " " 3.50  
auch in 1 Liter-Flaschen.

**Goldene Medaille Dresden 1891, Goldene Medaille Hamburg 1897.**

Damen und Kinder mit zarter Haut schützen dieselbe vor rauher Luft und Kälte und verhüten spröde, gerissene Haut, sowie Rötze durch den Gebrauch von

Flacon: Dralle's M 1.50

**Birken-Toilette-Wasser,**

welches einen matten, tadellosten Teint verleiht und sich von wunderbarer Wirkung erprobt hat.

**Eine** SYNETIKON

Klebt Leim, kittet Alles!

Tube oder Flasche für 25 und 50 Pf. sollte in keinem Haushalt fehlen

Schloss **Marbach** Bodensee

**Temperenz-Sanatorium** vornehmen Ranges für Nerven-Alkohol- u. Morphinum-Kranke. dirig. Arzt: Dr. Smith.

**WM RIEGER** FRANKFURT a. M.

**WEISSER VEILCHEN-EXTRACT**

Wenige Tropfen genügen ein Taschenluch anhaltend zu parfümieren.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-Geschäften.

### EUCASIN patentirt.

Bestes und billigstes Ernährungs- und Kräftigungsmittel für Bleich-süchtige, Lungenkranke, Magenkranke, Genesende, Kinder und schwächliche Personen. Reines Milchpräparat. Nährwerth: 1 kg Eucasin mehr als 4 kg bestes Fleisch. Die Fabrik versendet eine Kostprobe Eucasin nebst Kochrezepten franco gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken Preis per 100 gr-Büchse Mk. 1.25.

**EUCASIN-CAKES** äusserst wohl-schmeckend, leicht verdaut., heben die Muskelkraft. Nährwerth höher als bestes Fleisch. 1 Packet mit 20 Stück kostet 60 Pf. Radfahrern, Rudern und Touristen besonders zu empfehlen. Käuflich in den Apotheken, Drogen-, Colonialwaaren- und Delicatess-Handlungen, Conditoreien.

**Majert & Ebers, Fabrik chemisch-pharmaceutischer Präparate, Grünau-Berlin.**

**ODONTA** ZAHN-WASSER

zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.

**F. WOLFF & SOHN** Hoflieferanten Karlsruhe

Filiale Wien Kölnhofergasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

**1200**

Stilv. Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen a. Papier u. Holz. Anlekt., Utensilien, Maschinen, Werkzeuge und Materialien. Zeitschrift „Der Dilettant“ Illust. Preislisten f. 30 Pf. i. Briefm. Mey & Widmayer, München.

Vorbereitung f. d. Freiwilligen-Führer-, Primaner- und Abiturienten-examen, rasch, sicher, billigst. Dresden 8. Moesta, Director.

### Seelen-

u. Charakter-Analyse aus d. Handschrift. Mit pr. A. 3. Selbststud. d. Graphologie, frupp. 3. u. verblüff. Vorkenntn. a. d. G. (D. u. S.) über d. geb. u. int. Innenleb., aufgerüttelt durch m. bis a. d. Grenze d. U. reich. Enthüll., die hochgef. Spanntr. u. neue Lebensfr. bringen. 1.50 M. + 20 A. Porto in Marken aller Länder oder Nachnahme an **P. P. Liebe**, Meister der wissenschaftlichen Psychographie in **Augsburg**.

**Mann & Schäfer's**

**„Rundplüsch“**

„eine wirklich vornehme und höchst dauerhafte Kleider-Schutzborde“

Hervorragend feine Qualitäten. **CAFFEE** Garantirt rein, keine Mischungen!!

Preise per Pfund verzollt gegen Nachnahme.

86 Pf. Original Brasil	117 Pf.
97 " ff. verlesen. Campinas	129 "
108 " ff. grossboh. Columbia	144 "
117 " prima Lavé	156 "
129 " ff. gewaschen. Guatemala	169 "
134 " ff. gewaschen. Portorico	175 "
148 " hochfeiner Java	192 "
153 " echt arab. Mocca	199 "

Director Versand in Postpacketen. Engrospreise auf Anfrage. **G. S. Wedekind & Co., BREMEN.**